Wieland

und die

Weidmannsche Buchhandlung.

Zur Geschichte

deutscher Literatur und deutschen Buchhandels.

Von

Karl Buchner.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1871.

Wieland

und die

Weidmannsche Buchhandlung.

Zur Geschichte

deutscher Literatur und deutschen Buchhandels.

Von

Karl Buchner.

Buchner
Wieland

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1871.

Herrn Dr. Salomon Hirzel

in Leipzig

zugeeignet.

Daß die Weidmannsche Buchhandlung in Ihnen fast ein Vierteljahrhundert hindurch einen ihrer Leiter verehren durfte, das wäre zu dieser Widmung guter Grund. Aber ich weiß einen bessern.

Im Frühjahr 1866 brachte Ihnen ein Fremder Brief und Gruß eines fernen Freundes. Es war in den Wochen, welche dem Entscheidungskampf um den deutschen Staat voraufgingen, da wir alle mit banger Sorge in die Zukunft sahen; und doch gedenkt heute jener Mann gern der ereignißschweren Zeit, und nicht lediglich, weil er ein Deutscher ist. Denn bald, nachdem er Ihnen zum erstenmal gegenüber getreten war, durfte er sich sagen, er habe aufgehört, Ihnen ein Fremder zu sein, und mit dem Beginn des Herbstes durchströmte ihn das Gefühl, als wäre er ein wenn auch bescheidener Theil Ihres guten Hauses geworden.

So ist es geblieben. Wie Sie dem jüngeren Manne Rath und Mahnung nie versagten, so hat dieser sich daran gewöhnt, in Ihnen das verkörpert zu sehen, dessen der Mensch bedarf, daß

er nicht untergehe in der Hantierung des Werktags, und wenn er noch heute das Streben nicht verlor, das er von Leipzig mit hinwegnahm, so dankt er das zunächst Ihnen. Ist doch auch diese anspruchslose Arbeit das Ergebniß der freundschaftlichen Theilnahme, die Sie ihrem Verfasser stets noch entgegenbringen.

Wie sehr mich das Bewußtsein geistigen Zusammengehörens beglückt, das haben Sie wol schon oft bemerkt. Nehmen Sie diese Widmung als neues Zeichen.

Berlin, 13. Februar 1871.

Karl Buchner.

Wieland

und

die Weidmannsche Buchhandlung.

Ueberhaupt gleicht die Buchhandlung einem Färbekessel, an dem man viele Jahre gestanden und im Schweiße seines Angesichts muß gearbeitet haben. Wer die Sache nur von außen ansiehet, glaubt, es komme nur auf einige Recepte und aufs Eintauchen und Herausziehen aus dem Kessel an.

Nicolai an Merck.

Einleitung.

Veranlassung und Stoff verdanken die nachfolgenden Blätter zumeist einer Reihe noch ungedruckter, an die Weidmannsche Buchhandlung gerichteter Wielandscher Briefe. Diese kennen zu lernen reizte des Schreibers Bedeutung, und des Lesenden Eifer ward nicht wenig gefördert durch die zierliche Hand unseres Dichters. Doch als die letzte Seite des stattlichen Packes umgewandt war, fühlte man, wie manche Lücke gefüllt werden mußte, wenn die Briefe sich zu einem leidlichen Ganzen aneinanderreihen sollten. Vor allem fehlte, was nähere Aufklärung hätte geben können über die Art und Weise, wie der Verkehr von Seiten der Firma geführt ward: das alte Copirbuch. Auch von Philipp Erasmus Reich, bis zu seinem Tode — 1787 — Mitbesitzer und Leiter der Handlung, fanden sich nur einige Briefentwürfe, und zwar nur solche, die den alten Herrn in gereizter Stimmung zeigen und nichts von dem liebenswürdigen Geiste, der ihn sonst auszeichnete, merken lassen. Und gerade Briefe dieses Mannes, welcher wie wenige außer ihm den Werth eines nicht lediglich geschäftsmäßigen Verhältnisses zwischen Verleger und Schriftsteller zu schätzen wußte, hätten als Ergänzung der Wielandschen Briefe gute Dienste geleistet.

So ward der Versuch gewagt, aus andern Quellen das Fehlende zu ergänzen. Manches lieferte das Hauptbuch des

ehrwürdigen Geschäftes; nicht minder ergiebig waren die zahlreichen an die Firma gerichteten Briefe, meist buchhändlerischen Inhalts, die aus jenen Jahrzehnten auf uns gekommen sind. Ebenso wurden erste Drucke Wielandscher Werke, die schon veröffentlichten Briefe unsers Dichters, auch einzelne literarische Zeitschriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rath gezogen. Und wie es so geht: man ward auf Manches aufmerksam, das anfangs außerhalb des Weges zu liegen schien. Das Hauptbuch bot Aufschlüsse über Honorarverhältnisse, und aus den verstaubten Briefpacketen ergab sich ein Bild des Geschäftes, ebenso mancher Stoff zur Kenntniß damaligen Buchhandels und zur Würdigung Reichs selbst, der mit seltener Kraft einer weitverzweigten Handlung vorstand und in buchhändlerisch-literarischer Beziehung von nachwirkendem Einfluß gewesen ist. Mag es daher gestattet sein, über ihn Einiges vorauszuschicken.

Am 17. Mai 1701 führte Johann Jacob Reich, Physicus aus Magdeburg, die Jungfrau Margarethe Luise Thilenius aus Gießen, in Burggemünden, einem kleinen Dorfe im Vogelsberg, zum Traualtar. Sechzehn Jahre später, am 1. December 1717, gebar in Laubach Frau Margarethe Luise ihrem Gatten das siebente Kind, einen Sohn, Philipp Erasmus.

Die hohe Bildung, die im Kleinsten ehrenhafte Gesinnung, zu der sich manchmal als natürlicher Genosse eine gewisse Schroffheit und Heftigkeit gesellt, Eigenschaften, wie sie Reich später als Mann gezeigt hat, sind ein gutes Erbstück der Eltern. Denn die Mutter war eines Gießener Professors juris utriusque Tochter, und der Vater erscheint als ein vielseitig gebildeter und frommer, zeitweise etwas heftiger Mann. „Dem milden Pietismus eines Francke und Spener zugeneigt, kam er in Verbindung mit dem Grafen Friedrich Ernst von Solms-

Laubach, der mit jenen Männern eng befreundet war. Noch befinden sich in dem gräflichen Archive zu Laubach eine Reihe von Briefen, die zwischen dem Grafen und dem Magdeburger Physicus gewechselt wurden und ein ehrendes Zeugniß ablegen für das Verhältniß, in dem Adel und Bürgerthum sich hier zusammengefunden. Graf Friedrich Ernst war es auch, durch den Reich bald nach seiner Verheirathung als Leibmedicus nach Laubach berufen ward, wo er am 23. December 1747 gestorben ist.

Ueber die weitere Entwicklung des jungen Philipp Erasmus ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er in Frankfurt a. M. die Handlung erlernte und später als „Bedienter" — so nannte man damals die Gehilfen — die Gelegenheit wahrnahm, sich in der Welt umzusehen. Eine Geschäftsreise führte ihn nach London, später folgte längerer Aufenthalt in einem Stockholmer Hause, dessen Leitung dem jungen Mann übertragen war. 1756 trat Reich als Factor in die Buchhandlung von Weidmanns Erben in Leipzig. Moritz Georg Weidmann, der frühere Besitzer des Geschäftes, war seit dreizehn Jahren todt, die einst blühende Handlung dem Verfall nahe. Da griff Reich zur rechten Zeit ein, den Sturz zu verhüten; die Filialen in Warschau und Schweden wurden aufgehoben, aller Fleiß und Eifer dem Leipziger Hause zugewandt. Mit glücklicher Berechnung der Verhältnisse ward der Verlag gefördert, auch der beginnende siebenjährige Krieg wurde klug benutzt. Man kaufte Peplier's französische Grammatik — in der Aussicht auf die steigende Wichtigkeit der französischen Sprache — und noch 42 Jahre später bildete dies Buch eine angenehm fließende Geldquelle. 1762 trat Reich als Theilhaber in die Firma, die von da an bis zu des Mannes Tode sich in „Weidmanns Erben und Reich" änderte.

Die Zeit, in welche Reichs Thätigkeit fällt, vermittelt in buchhändlerischer Hinsicht den Uebergang vom alten zum modernen Geschäftsbetrieb. Zwar bewegen sich Handel und Verkehr schon in rascheren Bahnen, und der geregelte Postenlauf ermöglicht den Bücherbezug auch außer den Leipziger Messen, doch aber sind diese noch von großer Wichtigkeit. Was in ihnen zur Versendung kommen sollte, wurde weislich vorbereitet, daß es zur rechten Zeit im Leipziger Gewölbe den Herren Collegen zur Verfügung bereit lag. Dem Papiermacher und dem Drucker ward eifrige Mahnung nicht erspart, trotzdem ging es manchmal Hals über Kopf, weil Papiermühle und Druckerei ihre Schuldigkeit nicht gethan. Wol kam es dann vor, wie bei Zimmermann's Buch über die Einsamkeit, daß die Geschäftsgenossen klagten, die letzten Bogen seien zu feucht eingepackt worden.

Und während man dafür besorgt war, daß die neuen Verlagsartikel zu rechter Zeit und in gutem Zustand der Obhut des Frachtfuhrmanns konnten übergeben werden, sandte man der Weidmannschen Buchhandlung ein Verzeichniß der vorbereiteten Neuigkeiten für den Meßkatalog. Dieser erschien zur Oster- und Michaelismesse in der bescheidenen Auflage von 2000 Exemplaren, umfangreicher im Frühjahr, schwächer im Herbst, und enthielt außer den Erscheinungen der betreffenden Messe auch das, was für die nächste Messe in Vorbereitung war. Begreiflich, daß Buchhändler und Bücherfreund gespannt dem Erscheinen des Heftes entgegensahen und vielleicht für zweckmäßig fanden, einige Exemplare mit der reitenden Post zu beziehen, während die fahrende Post mit dem weiteren Bedarf nachkam.

Die Messen selbst brachten dann erhöhtes Leben. Die einheimischen Verleger waren zum Empfang der Gäste aus dem

Reich gerüstet, und was diese im Meßkatalog als erscheinend angezeigt hatten, kam jetzt in Ballen wohlverwahrt durch die Thore. Wer es einzurichten vermochte, erschien dann wol selbst, die Geschäfte abzuwickeln, neue Verbindungen zu knüpfen und alte Freundschaft aufzufrischen. Wen aber Krankheit abhielt oder die Beschwerlichkeit der Reise — von der vorderen Schweiz brauchte man immerhin zehn Tage nach Leipzig — der sandte den Bedienten oder er beauftragte den Commissionär, die Meßgeschäfte zu besorgen. Dann wanderten die Markthelfer durch die Stadt mit langen Zetteln, und auf diesen sogenannten Memorialen war geschrieben, was dem Geschäftsfreunde von älterem Verlage erwünscht war. Unten am Schluß der Liste aber fehlte selten das Wörtlein „Nova", welches besagte, daß man die Neuigkeiten dieser Messe in einigen Exemplaren zu senden bitte. Auch war man dann wol so frei, den Handlungsfreund darauf aufmerksam zu machen, daß man selbst auch diesesmal zur Messe einigen sehr gediegenen neuen Verlag mitgebracht, welchen man zur Entnahme bestens wolle empfohlen haben. So war ein reges Hin und her, ein Auspacken der Ballen, Erledigen der einlaufenden Zettel, sorgsames Erwägen, ob es räthlich sei, mit dem und jenem auch fernerhin die alte Verbindung aufrecht zu erhalten, ernste Rücksprache mit den Genossen über den Nachdruck, der jetzt frecher auftrat als je zuvor. Und nachdem auch die Geschäfte der Zahlwoche ihre Erledigung gefunden hatten, kehrte der auswärtige Buchhandel wieder heim und es galt nun zu verkaufen, was man mit Geld oder Tausch erstanden hatte, und Neues vorzubereiten für die künftige Messe.

Es weht uns an wie ein Stück alte Zeit, wenn wir die Briefpackete durchstöbern, die sich in ihren einzelnen Bestandtheilen zusammenfanden, als unsere Großväter junge Männer

waren. Da liegen noch die langen Memoriale, auf denen der würdige Philipp Erasmus selbst mit derber Hand vorzumerken pflegte, was klüglich dem Geschäftsfreunde von den Neuigkeiten der Firma Weidmanns Erben und Reich zu senden sei. Hier finden sich die Contoauszüge, die der vorsichtige Reichsbuchhändler vorweg schickte, damit Soll und Haben im Einzelnen möge verglichen werden, um dann zur Messe der Schlußabrechnung pflegen zu können. Und zwischen den unzähligen Zetteln und Zettelchen, trocknen Bestellungen und Aufträgen kommt dann nicht selten ein Wort über den Stand des Buchhandels und seinen tiefen Fall. Der Nachdruck frißt dem ehrenhaften Geschäfte am Herzen, der Himmel weiß, wie das noch werden soll. Dazu der schwankende Werth des Geldes, der geringe Rabatt, den der norddeutsche Verleger gewährt, das Verhalten nicht weniger Buchhändler, die trotz alledem die Bücher zu Schleuderpreisen abgeben. Mancher sieht grimmig in die Zukunft und der Frankfurter Fleischer bedauert, daß er seine Söhne nicht das ehrbare Handwerk eines Schusters hat erlernen lassen. Er für sein Theil will zufrieden sein; weiß er doch, daß er nicht lange mehr zu leben hat.

Freilich, zu begründeter Klage gab es mancherlei Anlaß. Seit dem Ende des abgelaufenen Jahrhunderts hat zwar der Buchhandel einen beträchtlichen Aufschwung erfahren, aber ältere Geschäftsgenossen finden doch, daß ihm ein gewisser schwindelhafter Zug dabei nicht fremd geblieben sei. Allerlei hergelaufen Volk wird Buchhändler, ohne Vorkenntnisse, ohne Kapital, in der Hoffnung auf großen Gewinn. Und wie in jenen Jahrzehnten durch die Gunst einer geistig regen Zeit aus den Druckerpressen treffliche Werke hervorgehen, so beginnt daneben eine Vielschreiberei, die, theilweise durch den Buchhandel veranlaßt, wieder auf diesen ungünstig zurückwirkt. Noch beruht

der Verkehr der Geschäftsverwandten zumeist auf Tausch, aber allgemach sieht man die Verhältnisse schwinden, unter denen der Tausch naturgemäß war. Seitdem Papier und Druckerschwärze häufig so unnütz verbraucht werden, genügt es oft schon nicht mehr, die Rechnung zur Messe in baarem Gelde auszugleichen, man verlangt volle Zahlung für das Gelieferte. Nur schüchtern bittet ein eben gegründetes Mannheimer Geschäft bei Weidmanns Erben und Reich um Credit; es hat außer dem guten Willen, in nächster Messe seinen Verpflichtungen nachzukommen, nur noch einige eben gedruckte Verlagsartikel. Aber indem es davon redet, fügt es gleich die Bemerkung bei, daß die große Leipziger Handlung doch davon nichts werde haben wollen.

So bilden sich Gegensätze schärfer aus, doppelt, seit der eigentliche Verlagsbuchhandel an Bedeutung gewinnt. Dieser kümmert sich nicht mehr um den Vertrieb der Bücher im Einzelnen, sondern überläßt den Verkehr mit dem Publikum dem Sortimentsbuchhändler. Hier tritt dann der Tausch außer Kraft, und wie die frühere Gemeinsamkeit der Interessen mehr und mehr verschwindet, fehlt es nicht an gegenseitiger Anklage und Verstimmung. Der Verlag, der vornehmlich im protestantischen Norden seinen Sitz und das literarisch rege Sachsen mit Leipzig als Mittelpunkt hat, schließt sich kühl nach außen ab; er hat viel üble Erfahrungen auf dem Gebiete des literarischen Diebstahls gemacht und macht sie täglich neu; in dem Bewußtsein, daß der angesehenen Firma tüchtige Schriftsteller geschäftlich verbunden sind und neuauftauchende zugehen werden, steht er dafür um so fester da, wo er sich gesichert weiß. Der Sortimenter aber, der seinerseits unter den Schleudereien der Collegen, unter der Concurrenz der Pränumerationensammler und dem stets sich verstärkenden Mißtrauen des

Publikums zu leiden hat, beugt sich schwer unter das Joch der neuen Verhältnisse. Nur ungern wird die Herrschaft der Leipziger ertragen, und mancher Geschäftsbrief zeigt die Spuren kaum verhaltenen Grolls. „Die Begegnung", schreibt der Augsburger Stage an Reich, „so die meisten Reichs-Buchhändler von den meisten Handlungen in Leipzig ertragen müssen, ist nicht auszustehen. Man reist nach Leipzig, um da seine gedruckten Waaren zu changiren und auch nützliche Bücher mit baarem Gelde einzukaufen. Man bezahlt die Reise hin und her, liefert seinen Verlag franco dahin, und wenn man auch etwas kauft, so hat man 25 pro Cento, 20 verliert man am Gelde, wie soll dann einer mit 5 pro Cento verkaufen? Sie werden mir zwar einwenden, schlagt euern Profit auf die Bücher, daß ihr nicht zu kurz kommt, allein, du lieber Himmel, selbige sind oft so theuer, daß man keinen Kreuzer drauf schlagen kann, sondern nur froh ist, selbige so anzubringen, wie man sie gekauft hat, damit sie nicht liegen bleiben. Ein andrer Umstand ist, wenn man den Verlag, den man mitbringt, über die Achseln ansieht, der doch dem Verleger auch Geld kostet und der wohl zufrieden ist, wenn man nur vor etliche Thaler von ihm nimmt, wenn auch seine Bücher nicht mit Geyser's und Chodowiecky's Kupfern gezieret sind". Ein Hieb gegen Reich, für den diese Kupferstecher viel arbeiteten.

Und in solcher Stimmung hat man nicht mehr weit zur Rechtfertigung des Hauptübels für die damaligen Zustände, des Nachdrucks. „Wenn ich für Geld und gute Worte die Originale nicht haben kann", schreibt der Ulmer Bartholomäi in einem ausführlichen interessanten Briefe 1772 grob an Reich, oder sofern dies möglich, nichts daran verdienen kann, warum soll ich der Knecht dessen sein, der mit den Originalen den Nutzen allein haben will? „Ich habe dieser Tage bei meinen

Nachbarn, denen ich jährlich was ansehnliches brauche, Ihre Wielandiana suchen lassen. Keiner hat sie, aber einer theilt mit, daß alles nächstens in einem saubern Nachdruck zu haben sei. Wer ist daran Schuld? niemand als Sie selbst; wenn Ihnen gedachte Sächelchen so viel kosten als mancher foliante, so können Sie sich in der Auflage danach richten und $1/_3$ Rabbat, wie wir Buchhändler im Reich einander geben, accordieren, bei welchen wir doch nicht so viel prosperiren, weil wir Ihnen in Courant bezahlen und dafür Münze einnehmen müssen. Bei allem dem bleiben Sie fest bei 25% und alle Unkosten gehen über uns und Sie haben gar keine, von Frachten aus oder in Deutschland wissen Sie nichts, da Ihnen alles franco Leipzig gesandt werden muß und Sie alles in Ihren Gewölben Kaufleuten gleich verkaufen".

Die gereizte Stimmung, welche Bartholomäi's Brief athmet, macht sich auch in andern Briefen geltend, vornehmlich Süddeutscher. Sie ist das Ergebniß des Bewußtseins, daß der norddeutsche Buchhändler an Bedeutung den süddeutschen Geschäftsgenossen überflügelt hat, daß man ihm zinsbar geworden ist und vergebens sich bemüht, die aufgelegten Fesseln abzuschütteln. Die einzige Möglichkeit, den lästigen Verkehr gegen Baarzahlung durch den früheren Tauschverkehr zu ersetzen, wäre ein wirklich gediegener Verlag; da aber dieser in den meisten Fällen fehlt, so beschränkt man den Verkehr nach Norden und greift zum Nachdruck. Dieser steht denn auch im Süden in schönster Blüthe, gefördert durch die Kleinstaaterei, wie durch die kaiserliche Regierung selbst. Zwar zeigte man sich hier wie dort sehr bereit, Privilegien zu ertheilen, aber man war dabei, in Berücksichtigung der reichlich fließenden Sporteln, nach den verschiedensten Seiten dienstbereit. Ist es doch bekannt, daß man in Wien nach Befund die Gebühren willkürlich erhöhte

und daß man nicht selten die Nachdrucke einzelner mit kaiserlichem allergnädigstem Privilegio versehener Bücher ebenfalls privilegirte. Wenn sonach schon im Allgemeinen dieser kaiserliche Schutz nur von zweifelhaftem Werth war, so fiel er in den k. k. Erbstaaten von selbst weg. Hier sind die Nachdrucker „exempt", wie einmal der Wiener Buchhändler Gräffer an Reich schreibt. Versuche beim Kaiser, dem Uebel zu steuern, erscheinen vergeblich. Die gegnerische Partei ist zu mächtig und einflußreich, überdies hat sie die große Menge derer für sich, für welche nur billige Bücher Reiz haben. So werden die Nachdrucke einzelner Werke angekündigt und verbreitet, oder man reiht unter dem weitschichtigen Titel einer „Bibliothek" oder „Sammlung" aneinander, was gerade unter solchen Titel sich fügen will. Ja, was ein beliebter Poet zerstreut veröffentlichte, erscheint plötzlich in einem Bande, oder auch mehreren, gesammelt von einem industriösen Nachdrucker, und der Poet beeilt sich dann, Publiko mitzutheilen, daß das erschienene Werk nicht sein Werk sei, daß er aber demnächst selbst eine Sammlung herausgeben werde, um deren weiteste Empfehlung er seine Freunde hiermit wolle dringend gebeten haben.

Welche Verstimmung solche Verhältnisse im Buchhandel hervorrufen mußten, liegt auf der Hand. Man kauft ein gutes Manuscript, druckt es dann, um den ungleich gefüllten Geldbeuteln gerecht zu werden, in verschiedenen Ausgaben und zu verschiedenen Preisen und doch wird es nachgedruckt. Alle Vorsicht ist vergeblich und die alten Geschäftsbriefe liefern dafür manch schlagendes Zeugniß. Als Sulzers „Theorie der schönen Künste" zu erscheinen begann, läßt sich erwarten, daß das Buch in der Schweiz viele Käufer finden werde, denn Sulzer ist ein Schweizer. Also sendet Reich, etwaigem Nachdruck zu begegnen, eine größere Anzahl von Exemplaren nach jenen Ge-

genden, aber Hailmann in Biel druckt das Buch nach, und in hellem Aerger ertheilt der Leipziger Verleger seinem Freunde Steiner in Winterthur den Auftrag, die Originale um den halben Preis zu verkaufen. Auch Zollikofersche Arbeiten sowie Müller's Schweizergeschichte geben zu gegründeter Furcht Anlaß. Daher muß vor allem gesorgt werden, daß es den Schweizer Buchhandlungen nicht an Exemplaren der Originalausgaben fehle. Gleichzeitig erscheint es Steiner räthlich, wenn er, als Mitverleger für die Schweiz allein, auch öffentlich angegeben werde. Er erbittet und erhält zu diesem Behufe für die zuständige Behörde neun Exemplare des Müllerschen Buches.

Aus Augsburg meldet Bartholomäi, den mittlerweile die Gant aus Ulm vertrieben und gefügiger gemacht hat, daß man dort umsonst Weidmannschen, Juniusschen, Crusiusschen und andren Leipziger Verlag suche, nur Reutlinger, Schwabacher, Karlsruher „und dgl. Mißgeburten" seien zu finden. In Oesterreich ist vornehmlich der Edle von Trattner thätiger Nachdrucker, in Bamberg entfaltet Göbhard, bekannt durch Lichtenbergs scharfe Episteln wider ihn, regen Eifer unter dem Schutze des Krummstabs. Processe gegen die Freibeuter sind um so ärgerlicher, als sie regelmäßig erfolglos sind. Göbhard wird von Reich verklagt, aber jener findet in seinem Bischof eine erwünschte Stütze. Auch in Wien muß bei höchstpreislichem Reichshofrath klagend vorgegangen werden, betreffs der von den Buchhändlern Schmieder in Karlsruhe und Fleischhauer in Reutlingen „vorhabenden Nachdruckung" von Gellerts sämmtlichen Schriften. Aber der Fall, der in Wiener Geschäftsbriefen zu Anfang 1776 als schon längere Zeit spielend erwähnt wird, ist schwierig und erfordert die ganze Fülle k. k. juristischer Weisheit. Die beiden Nachdrucker haben sich nämlich ein kaiserliches Privilegium verschafft und ein solches kann nachträglich

nicht cassirt, sondern höchstens „interpretirt" werden. Nicht minder ungünstig für die Kläger ist, daß das von Weidmanns Erben und Reich erlangte Privileg nicht an der rechten Stelle abgedruckt ist. Also empfiehlt es sich, die Hoffnung auf Vernichtung der Nachdrucke aufzugeben und sich gehorsamst bei einem Vergleich der streitenden Parteien begnügen zu wollen.

Zu solcher Mäßigung räth der vorgenannte Wiener Buchhändler Gräffer, Reichs Freund und Beistand in diesen und ähnlichen Fällen. Er hegt dafür auch die gegründete Hoffnung, daß höchstpreisliche Commission baldigst ein Conclusum fassen werde. Ende März 1776 kommt es denn wirklich zu einer Sitzung und Gräffer sendet als Zeichen der besten Aussichten das Protokoll nach Leipzig. Reichs Mandatar erklärt in demselben, daß seine „Principales aus schuldigster Devotion gegen eine hochansehnliche Kayserl. Commission bereit und willig" wären zu einem Vergleiche, der ihnen eine Vergütung für den erlittenen Schaden sichere, ebenso aber die Gegner zwinge, die in ihrer „Sammlung poetischer und prosaischer Schriften" zu bringenden Autoren so zu untermischen, daß den Originalverlegern ein weiterer Nachtheil aus ihrem Vorhandensein nicht erwüchse.

„Commissio befragte hiernach die Schmiederschen und Fleischhauerschen Mandatarios" nach ihrer Meinung. Der eine sagte, daß sein Principalis lebhaft alle diese Vergleichsversuche bedauere. Er hätte ein Urtheil gewünscht, maßen er ein „allerhöchst Kayserl. Privilegium nicht über Gellerts Schriften allein, sondern über eine ganze Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftstellere und Dichter erlanget habe. Um jedoch der Intention einer Hohen Kays. Hof-Commission sich gemäß zu bezeigen, so habe sein Principalis zur Ausweichung des gegen-

theiligen Klagwerks bey dem fünften Theil dieser Sammlung wirklich einige Abänderung getroffen und verhoffe, man werde damit sich hiebey nun völlig beruhigen". Aehnliches erklärt der Fleischhauersche Anwalt und beide schließen mit der Erklärung, daß sie, in Ermangelung näherer Instruction, sich auf weiteres nicht einzulassen vermöchten.

„Worauf Commissio denenselben die Unbefugniß ihrer Principalen Unternehmens vorstellete und zu erkennen gabe: daß die von dem von Fabrice — dem Anwalt Reichs — vorgeschlagene Untermischung deren Schriften unter einem generalen und nicht specialen Titul das sicherste Mittel zur Erreichung eines gütlichen Einverständnisses zu seyn scheine. Und daß die Buchhändlere Schmieder und Fleischhauer allerdings verbunden wären, denen gemelten Leipzigern eine billige Schadloshaltung zu praestiren und zwar Schmieder um so mehr als dieser non attenta inhibitione caesarea sich sträflich unterfangen den Druck fortzusetzen und nach seiner eigenen Geständniß bereits 24 Theile herauszugeben, wodurch derselbe sich einer Kayserl. scharfen Ahndung allerdings ausgesetzet habe. Commissio verhoffe aber auch entgegen, daß die Leipziger sich allenthalben billig finden lassen werden". Die Mandatare der Nachdrucker „nahmen solches ad referendum und versprachen ein baldige nähere Instruction". Die nächste Sitzung ward auf vier Wochen später anberaumt.

Das war am 29. März 1776. Aber es vergingen außer den nächsten vier Wochen noch weitere sechs Jahre, bis der Rechtsstreit zum endlichen Austrag kam. Erst im Sommer 1782 meldet Gräffer, daß Schmieder zu einer Geldbuße von 500 Thlr. verurtheilt ward, während Fleischhauer mit einer Strafe von 200 Thlr. davon kam. Und abermals müssen fast zwei Jahre vergehen, bis Gräffer Veranlassung erhält zu der

Anzeige, nun seien endlich auch die 500 Thlr. von Schmieder gezahlt worden.

Gegen den Nachdruck, in dem alle auf Buchhandel und Schriftstellerthum gleichmäßig lastenden Uebelstände gipfeln, erhebt sich daher auch scharfe Klage von allen Seiten und wie es ihm dafür freilich auch nicht an Vertheidigern fehlt, so entwickelt sich aus diesem Kampf jene Bewegung im Buchhandel, die im kräftigeren Zusammenhalt der Geschäftsverwandten Schutz sucht gegen die Schädigung durch Schleichdrucker, gleichzeitig gestützt durch das kluge Verhalten Kursachsens und das thörichte Gebaren der Regierung in Wien. Frankfurt a. M., früher erster Platz für den Verkehr des Buchhandels und noch Sitz der kaiserlichen Büchercommission, verliert den letzten Rest seiner Bedeutung auf diesem Gebiete, an seine Stelle tritt endgiltig der Mittelpunkt protestantischer Gelehrsamkeit, Leipzig.

Wenn es Philipp Erasmus Reich gelang Leiter jener Bewegung zu werden, die in der Gründung des ersten Buchhändlervereins zunächst ihren praktischen Ausdruck fand und in diesem Verein gleichmäßig den Nachdruckern eine gefürchtete Macht, wie der kurfürstlichen Regierung einen moralischen Rückhalt erstehen ließ, so verdankt er solche Möglichkeit zunächst seiner geschäftlichen Stellung. Die Berufsgenossen sahen in ihm die Seele einer Handlung, deren Verlagsartikel eine Zierde der Meßkataloge waren und deren Verbindungen weit über die deutschen Grenzen hinausreichten. Denn wie auf den Pulten der Bedienten die Verlangzettel aus Halle und Jena, aus Hamburg und Wien sich zusammenfanden, so brachte der Postbote auch Briefe aus den Ostseeprovinzen und Rußland, aus Skandinavien, aus England, Holland und Frankreich, aus Italien und von der iberischen Halbinsel. Mijnheer braucht viel deutsche Bücher und Wissenschaftliches in fremden — auch tod-

ten — Sprachen; er sendet dafür Holländisches, so weit es verlangt ward, dazwischen auch das Werk irgend eines stammverwandten Gelehrten, daß es auf der nächsten Messe durch die Empfehlung der weitbekannten Firma den Herren Collegen begehrenswerth erscheine. In Paris, Marseille, Lyon und Dijon finden sich befreundete Handlungen, daneben liefern Straßburg und Genf französische Bücher. In London haben Weidmanns Erben und Reich mehrere Correspondenten; lange Listen erwünschter Werke kommen über den Canal, wie sie nicht minder hinübergehen. Daneben wird in London wie in Paris eifrige Umschau gehalten nach übersetzungswerthen Erzeugnissen englischer und französischer Buchdruckerkunst und hat man Passendes gefunden oder gar noch im Werden aufgestöbert, so wird es schleunigst bogenweise gesandt, und man sorgt, daß die Leipziger Büchercommission die Uebersetzung in der Bücherrolle vormerke. Auch bewirbt man sich rechtzeitig um ein kaiserliches Privileg und Hofrath Bel, der Vorsitzende der Leipziger Büchercommission, bescheinigt wol zu mehrer Empfehlung des Gesuches, daß der Verleger große Kosten gehabt und sich das Original nach und nach mit der Post habe kommen lassen.

Und während eines der befreundeten Skandinavischen Geschäfte — Schwederus in Stockholm — im Juli meldet, daß nun die Leipziger Meßgüter glücklich angekommen seien und gelegentlich der Beantwortung einer Linnésche Schriften betreffenden Anfrage sich der Thatsache freut, daß die literarische Sündflut in Schweden noch nicht so arg sei wie in Deutschland, wird an der Pleiße Wieland und Lichtwer nebst Wissenschaftlichem eingepackt für einen Geschäftsfreund in Parma, daneben auch ein Manuscript, welches ein Kopenhagener zu geneigtem Beischluß eingesandt hat. Auch nach Neapel, Rom,

Turin und Mailand fehlt es nicht an Verkehr; gewichtige wissenschaftliche Werke kommen über Marseille und Lyon nach Deutschland; dafür geht deutscher und ausländischer Verlag nach dem Süden, alte Classiker, viel Medicinisches, auch Castelli's italienisch-deutsches Wörterbuch in erfreulicher Anzahl. Doch fehlt es nicht an Störungen dieses Verkehrs. 1771 meldet der Straßburger König, daß alle außerhalb Frankreichs gedruckten Bücher bei ihrem Eintritt in das Königreich mit einer Abgabe von 78 Livres vom Centner belegt werden; ausgenommen sind nur die Bücher, welche jede Nation in ihrer eigenen Sprache druckt. Da man glücklicher Weise in dem betreffenden Erlaß Lothringen und den Elsaß nicht zu Frankreich zählt, so gedenkt König, italienischen Verlag über Amsterdam und den Rhein herauf sich kommen zu lassen.

So tritt uns ein reger internationaler Verkehr aus den Briefpacketen entgegen, ernste Arbeit tüchtiger Männer, die jedoch über den Geist den Leib nicht vergessen. Denn zwischen den Büchern erscheinen Frankfurter Würste, Holländischer Käse, Leipziger Knaster, nordisches Obst, Fische von der Ostsee und Fäßlein deutschen oder fremden Weines in holdem Wechsel.

Doch nicht seine geschäftliche Bedeutung allein gab dem Leipziger Buchhändler solches Ansehen unter den Genossen. Nicht minder verhalfen ihm dazu das tiefe Interesse, das er an dem Gedeihen seines Standes nahm und das er selbst als Schriftsteller verschiedenemale bethätigte, wie das zähe Festhalten an dem, was er für recht erkannt hat. Und dabei fehlte es dem zuweilen heftig Aufbrausenden doch nicht an gewinnender Herzlichkeit. Es ist uns außer dem wenig ähnlichen Porträte Reichs in Lavaters physiognomischen Fragmenten die Zeichnung nach einem Graffschen Gemälde aufbewahrt, welche den Mann in höherem Alter darstellt. Hohe Stirn,

starke Nase geben dem Gesichte ein eigenthümliches Gepräge, aber der Ernst wird angenehm gemildert durch ein lebhaftes Auge und durch einen heiteren Zug um den Mund. Und in der That geben die Geschäftsbriefe zahlreiche Zeugnisse dafür, wie die persönlichen Eigenschaften Reichs ihn allen denen maßgebend erscheinen ließen, die mit dem Buchhandel zusammenhingen. Wie die Nachdrucker mit Recht in Philipp Erasmus ihren Hauptgegner erblicken, so stützt sich auf seinen Rath die sächsische Regierung, während auch der Präsident kaiserlicher Büchercommission in Frankfurt verschiedenemale Veranlassung findet, den Leipziger Buchhändler um Rath und Beistand zu bitten. Aeltere Collegen erscheinen mit vertraulicher Anfrage, neuauftauchende Geschäfte versichern sich vor allem der Gewogenheit des Mannes, dessen Empfehlung so schwer wiegt. Mit eigenthümlichem Interesse lesen wir heute die beiden Briefe, welche vor bald hundert Jahren J. F. Cotta an Reich geschrieben hat. Jener, eigentlich Advokat, möchte das väterliche Geschäft, die J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen kaufen, aber es lastet auf ihm die schwere Sorge, ob er das Unternehmen, nur auf fremdes Capital gestützt, wagen soll, wenn er sich gleich sagen muß, daß er doch etwas vom Handel versteht und den Wettgang mit benachbarten Geschäften nicht zu scheuen braucht. Deshalb fragt er — 11. Juli 1787 — bei dem ihm persönlich völlig fremden Reich an, was er wol thun solle. Wie ist überhaupt der Werth der Handlung zu bestimmen, wie im Einzelnen von Sortiment und Verlag? Wie der Werth der Ausstände? Gewiß ist der greise Geschäftsmann dem aufstrebenden Neuling auf dem Gebiete des Buchhandels mit Rath beizustehen bereit.

Der Advokat Cotta, der spätere Verleger Schillers und Goethes, täuscht sich nicht, denn Reich, dem fünf Tage später

— am 16. Juli — der Brief aus Stuttgart zugeht, antwortet ausführlich schon am 7. August und bittet Cotta, sich in allen Fällen an ihn zu wenden. Von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, findet sich im December Veranlassung. Der junge Buchhändler möchte nun Einiges über die Führung des übernommenen Geschäfts wissen. Der Verlag, der ihn später groß machen sollte, bereitet manches Kopfzerbrechen. Namentlich, wie bestimmt man den Preis der Verlagsartikel? „Von manchem, das im Buchhandel vorkommt, weiß ich wohl, daß es so und nicht anders behandelt wird, aber das Warum bleibt mir so oft unbeantwortet, und wahrscheinlich würde meine Bemühung es auszuspüren vergebens sein, wenn ich nicht einen so einsichtsvollen Sachkundigen wie Sie darüber befragen könnte". Ohne Zweifel wird Reich auch auf diesen Brief antworten und zur Ostermesse, die Cotta zu besuchen gedenkt, gibt sich Gelegenheit zum mündlichen Austausch der Gedanken auch über die Bekämpfung des Nachdrucks, der in Schwaben noch immer eine gute Statt findet.

Das schreibt der eifrige Jünger des neuerwählten Berufs am 18. December 1787, während der Siebzigjährige, dessen Beirath ihm auch für die Folge Halt und Kraft geben soll, schon seit vierzehn Tagen im Grabe ruht. Am 3. December war Reich gestorben.

Und wenn es schließlich gestattet ist, des Verlegers Reich zu gedenken, so gebührt dem Manne auch auf diesem Gebiete buchhändlerischer Thätigkeit ehrenvolle Erinnerung. Heller Kopf und feingebildeter Geschmack mochten ihn leicht die Schriftsteller ausspüren lassen, von deren Feder er sich Tüchtiges versprechen durfte, jedenfalls aber besaß er die seltene Gabe, die an sich zu fesseln, welche ihm lebhafteres Interesse einflößten, und sofern es richtig ist, daß der geistvolle Verleger durch die mit

ihm verkehrenden Schriftsteller mittelbar anregend einzuwirken vermag auf die Literatur seiner Zeit, so muß solcher Einfluß Reich wohl zugestanden werden. Zunächst erkannten des Mannes ganze Bedeutung die, welchen persönlicher Verkehr möglich war. Gellert blieb ihm bis zum Tode ein treuer Freund, ihm hat der Dichter das Verlagsrecht seiner Werke übergeben. Außerdem sind hier noch Oeser, der Maler, die Philologen Ernesti und Morus, Zollikofer, der treffliche Kanzelredner und C. F. Weiße zu nennen, alle gleichmäßig in den Büchern der Firma wie unter denen vorgemerkt, die der verlegende Freund häufig als Gäste bei sich sah. Denn gute Geschäftsführung erlaubte stattlichen Haushalt, in späteren Jahren Sommerfrische auf einem Gütchen in Sellerhausen, wo die Städter ab und zu vorsprachen. Auch Goethe lernte Reich kennen und schätzen. Ein ehemaliger Bedienter der Firma, zu dem 1777 der Ruhm des Dichters nach Paris gedrungen ist, erinnert sich noch sehr wohl des „ungemein aufgeblaßenen" Studenten Goethe, der öfters zu Herrn Reich kam. Als dann Goethe wieder in Frankfurt ist, hat er Veranlassung, sich für Wielands „Diogenes", den Reich ihm sandte, bestens zu bedanken; die Verbindung zwischen Goethe und Lavater und die Theilnahme des Ersteren an der Herausgabe der „Physiognomischen Fragmente" bringt weiteren schriftlichen Verkehr zwischen Frankfurt und Leipzig, und wie es sich dann um die Gründung eines Commissionslagers in Frankfurt handelt, erscheint es zweckmäßig, auch den Dr. Goethe um Rath zu fragen. Ein Jahr darauf — Ostern 1776 — ist der Freund Karl Augusts von Weimar aus zur Messe in Leipzig. „Was das für ein Fest um ihn her seyn wird", schreibt damals Zimmermann an Reich, „und wie gerne hätte ich mit ihm an Ihrem Tische gesessen! Wenn Sie hexen können, so hexen Sie ihm doch seinen Doctor Faust heraus.

Noch hat Deutschland kein solches Werk gesehen, und drum sollten Sie's drucken".

Aber nicht weniger stand Reich mit vielen seiner außerhalb Leipzigs wohnenden Schriftsteller in freundschaftlichstem Verhältniß, und mancher bedeutende Name des alten Hauptbuchs kehrt in den Briefpacketen oft wieder. In jenem die Historiker Meusel, Schröckh, Walch, Johannes Müller, die Philologen Mitscherlich, Schweighäuser, Harleß, Heyne, die Theologen Eichhorn, Lavater, Niemeyer, Spalding, außerdem die Namen J. J. C. Bode, Boie, Chladni, Garve, Jagemann, Ramler, Lessing, Johann Adolf Schlegel, J. G. Schlosser, Ramdohr, Sturz, Tiedemann, Sulzer, Wieland und J. G. Zimmermann. In den Briefpacketen zunächst außer vielen Briefen von Schröckh Einzelnes von Johannes Müller. Dieser wohnt seit Ende 1784 auf Bonstettens Landsitz Valeires bei Yverdun, eifrig beschäftigt mit seiner Schweizergeschichte, welche einen Bestandtheil von Guthrie's Weltgeschichte bilden soll. Dem ersten kühl gehaltenen Briefe Müllers folgen bald freundschaftlichere, und der Historiker, der nicht ohne Selbstgefühl bittet, doch lieber das „von Schaffhausen" auf dem Titel seines Buches zu streichen — „wenn das Buch geräth, wie es soll, so wird man den Verfasser immer wissen zu unterscheiden" — tritt in ein engeres, auf echte Hochachtung gegründetes Verhältniß zu seinem Verleger.

Vom Straßburger Schweighäuser, vom Göttinger Heyne finden sich noch zahlreiche Briefe vor, die neben viel Geschäftlichem doch auch manchen Beweis dafür bringen, daß die Männer der Wissenschaft ihres Verlegers in warmer Verehrung eingedenk sind. Schweighäuser erscheint leichter beweglich und lebhafter als Heyne, die fleischgewordene Textkritik. Aber auch für diesen kommen doch manchmal Zeiten, wo er dem Leipziger

Freund das Herz erschließt. Er redet von dem Schwiegersohn Forster, von der Tochter Therese, oder er hat Anlaß zu gerührtem Dank für eine Büchersendung, vielleicht auch für ein stattliches Gericht Lerchen, welches die fahrende Post von der Pleiße zur Leine gebracht hat. Noch vierzig Jahre später weiß Therese Heyne, die schon längst auch den zweiten Gatten verloren hat, ihrem Verleger rühmend zu erzählen, wie der selige Reich ihrem Vater stets ein wahrer Freund gewesen und in jeder Messe viele Bücher zum Geschenk gesandt.

Ebenso fehlen nicht Briefe des Erlanger Harleß, des Hallenser Niemeyer. Auch Spalding schreibt ab und zu, desgleichen Lavater, Sulzer und Ramler. J. G. Zimmermann findet trotz vielfachen Angebundenseins Zeit genug zu Briefen, die heute einen starken Pack bilden. In ihnen erscheint der hannöversche Leibarzt als wenig behagende unkräftige Natur. Wenn er uns nicht oft genug mittheilte, daß er sich geistig und körperlich krank fühle, so würden sich aus den Briefen für diesen regelwidrigen Körper- und Seelenzustand Belege genug holen lassen. Nicht selten göttlich grob, ist der Verfasser des Buchs über die Einsamkeit dann zur Abwechselung hingebend zärtlich. Er vergießt unendliche Thränen, küßt der schönsten Madame Reich tausendmal die Hände und die Gattin hat dafür in einer Nachschrift nicht mindere Grüße für den besten Herrn Reich. Kein Wunder, daß der Schreiber solchen Ueberschwangs zeitweise Beschwerde darüber führt, Freund Reich, der vielbeschäftigte, scheine wieder einmal mürrisch und brumme.

Wenn gegenüber den Briefen Zimmermanns das, was ein Niemeyer oder Spalding, ein Harleß oder Ramler schrieb, wohlthuend sich abhebt, so erfreuen gleichmäßig die Briefe Wielands. Denn der Dichter, so sehr er auch mit den Musen und Grazien auf vertrautem Fuße leben mag, steht doch immer

fest auf der wirklichen Erde und er ist durchaus nicht der Ansicht, daß der Poet sich bei dem Gedanken zu begnügen habe, nur willkommen zu sein bei Vater Zeus in dessen Himmel. Der Dichter rechnet mit allen Factoren alltäglicher Prosa und wenn er noch einmal einen Ritt in das alte romantische Land wagt, so vergißt er dabei nicht, daß die Hofräthin wieder einen Sprößling zu wiegen hat und ein ergiebigeres Fließen der Einnahmequellen dringend geboten erscheint. Dazu des Mannes guter Humor, der Zorn über den und jenen Kritiker, die dauernde, nur einmal ernstlich erschütterte Freundschaft zu Reich und der nach dessen Tode schnell ausbrechende Streit mit der Weidmannschen Buchhandlung.

Ob es auch für Andere lohnend sei, aus jenen Briefen schöpfend, ein möglichst abgeschlossenes Bild eines Verkehrs zu entwerfen, wie er sich zwischen Schriftsteller und Verleger gestaltet hat? Das zu beurtheilen, bleibe dem Leser überlassen.

I.

Wieland und Reich.

Eben jetzt — Frühjahr 1760 — erwog Wieland, welche dauernder ihn sichernde Thätigkeit er wol an die Stelle seines vorwiegend schriftstellerischen Treibens zu Zürich und Bern solle treten lassen. Begreiflich, daß er auf den Einfall kam, Buchhändler zu werden. „J'ai résolu“, schreibt er im Mai 1760 an J. G. Zimmermann nach Brugg, „d'établir une librairie avec une imprimerie à moi, que j'occuperai en partie de l'impression de mes propres compositions, en partie de quelques collections de pièces intéressantes et choisies de philosophie et de littérature, en partie de bonnes traductions des morceaux les plus beaux de l'antiquité et de quelques ouvrages modernes, dignes d'être aussi répandus, qu'il est possible“. Zofingen, damals im Canton Bern, war der Ort, wo diese weitaussehenden Pläne sollten verwirklicht werden.

Da eröffnete ein Brief der Mutter die Aussicht auf eine Anstellung in der Vaterstadt, die Verhandlungen gelangten rasch zum Abschluß und wenige Wochen später kehrte der Dichter als Senator löblicher freier Reichsstadt Biberach nach fast achtjähriger Abwesenheit nach Hause zurück.

Die ersten Jahre der neuen Thätigkeit brachten Wieland manche Sorge. Auch gegen ihn wendet sich ein Theil der

durch inneren Hader aufgeregten Bürgerschaft, seine Stellung ist unsicher, er hat guten Grund, sich zu fühlen, wie „der Vogel auf dem Zweige“. Vor ihm liegt eine ungewisse Zukunft und er denkt gern daran, Biberach wieder zu verlassen; wie er früher in der Schweiz einmal den lebhaften Wunsch gehabt, Mitglied der Berliner Akademie zu werden, „nämlich nur ein Titularmitglied ohne Pension“, so beschäftigt er sich jetzt ab und zu mit dem Gedanken an eine Lehrerstelle in den Staaten des alten Fritz. „Ist denn kein Mittel“, fragt er den Brugger Freund, „diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, daß er mich zu Direction irgend eines von seinen unzähligen Gymnasien tüchtiger hielte als jeden andern“? Oder könnte Wieland nicht ebensogut Canonicus in Halberstadt sein wie Gleim? Und wie sich ein Buchdrucker in Biberach niederläßt, erwacht wieder die alte Lust, eine Buchhandlung zu gründen. „Mich dünkt“, schreibt der Dichter an Zimmermann, „ich sollte durch den eigenen Verlag meiner künftigen Schriften den Profit selbst machen können, den meine Verleger damit machen würden“.

Mit dem Jahr 1764 besserten sich die Verhältnisse, die Wieland feindliche Partei unterlag, und der Dichter saß von da an fest im Amt als wirklicher Kanzleidirector. Die gesicherte Stellung, mehr noch das Drängen der Familie, reifte nun in ihm den Entschluß zu heirathen. Im Herbst 1765 läßt er sich, wie er in einem Briefe kühl meldet, eine Frau beilegen, „ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes fröhliches Geschöpf“, aber der mit halbem Gleichmuth gethane Schritt wird ihm eine Quelle neuen Behagens. Die kleine Frau ist emsig in der Wirthschaft, treu steht sie dem Gatten zur Seite, ohne sich um dessen schriftstellerische Thätigkeit zu

kümmern. Und die Geburt des ersten Kindes giebt neuen Anlaß zu festerem Zusammenhalt.

Hier, in prosaischen, die ernste Thätigkeit des Mannes fordernden Verhältnissen, vollzieht sich des Dichters geistige Umwandlung, deren Beginn schon in die letzten Jahre des Schweizer Aufenthalts fällt. Der Schützling Bodmers, der Verfasser des „geprüften Abraham" (Zürich 1753) und der „Empfindungen eines Christen" (Zürich 1755), der Verehrer Klopstocks und gehässige Angreifer Uz', veröffentlicht schon 1758 das Trauerspiel „Johanna Gray", das ihm zwar von Lessing den Vorwurf des Plagiates, doch aber auch die Worte einträgt: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern". Zu derselben Zeit schreibt Wieland an dem dialogisirten Roman „Araspes und Panthea" (Zürich 1761) in dem er, ebenso wie in dem Fragment „Cyrus" (Zürich 1759) „die ersten Früchte der Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage" sieht.

Auch jetzt in Biberach bleibt trotz „Rathstagen, Consistorialsessionen, Untersuchungsdeputationen promemoria, Protokollen, Factums und Gerichtschreiben" dem Beamten des kleinen Freistaats noch freie Zeit genug zu schriftstellerischer Thätigkeit. Freilich, die Anregung dazu findet er daheim nicht, auf diesem „Antiparnaß", unter den „Kamtschadalen Biberachs", aber er hat doch nicht weit nach Warthausen, wo seit 1762 manichfacher Genuß seiner wartet. Dorthin zieht in diesem Jahre dauernd Graf Stadion, ein weltmännisch gebildeter alter Herr, mit einer Tochter, eine zweite erscheint zeitweise zum Besuch. Um diese reiht sich eine Anzahl gräflicher Beamten, darunter vorzüglich La Roche, gleichzeitig kurmainzischer Hofrath, und dessen Gattin Sophie, die erste Flamme des Dichters. Die Freuden der

Tafel vereinigen oft die Glieder dieses Kreises, zu denen Wieland gehört, man findet sich in anregendem ernsteren Gespräch zusammen und der Dichter, dem des Grafen reiche Bibliothek zu freier Benutzung offen steht, redet von neuen Plänen oder bringt ein neues Manuscript, und er hat dann wol Gelegenheit, vergnügt an Geßner in Zürich zu melden, „Aurora und Cephalus“, eine der „komischen Erzählungen“, habe seinem alten Gönner sehr gefallen.

Außer der Uebersetzung des Shakespeare (Zürich 1762 bis 1766) ist es zunächst der „Agathon“, der den Dichter in Biberach beschäftigt. Schon 1761 wird er begonnen und im Juni 1762 denkt Wieland daran sich einen Verleger zu suchen. „Nous verrons“, schreibt er nach Brugg, „si Messieurs les libraires seront assez honnêtes de me faire des propositions raisonnables; car ayant par plusieurs raisons renoncé au dessein d'être moi-même l'éditeur de mes compositions, il me faut un libraire, mais un libraire, disposé à faire un partage plus équitable, que celui du lion“. Aber Wieland sucht zunächst vergeblich. Trotzdem verliert er den Muth nicht. So kaltsinnig sich auch die Buchhändler gegen seinen Roman verhalten mögen, „so soll dieser dennoch fortgesetzt und vollendet werden“.

Endlich, im Sommer 1763, kann Wieland an Zimmermann melden, daß der Agathon von Orell, Geßner und Co. in Zürich in Verlag genommen ist, derselben Firma, mit der er schon seit Jahren in Verbindung steht. Dem Theilhaber an der Firma, dem Idyllendichter Salomon Geßner, ist er außerdem von Zürich her eng befreundet.

Ein Theil der Handschrift wird dem Verleger zugesandt, der Druck beginnt. Aber schon jetzt, wo der ehemalige „enthousiaste, hexametriste, ascète, prophète et mystique“ das

erste Werk seiner neuen Lebensanschauung dem prüfenden Auge der Züricher Censur unterbreiten muß, kann er die Erfahrung machen, „combien il est difficile et presque impossible de rentrer de bonne grâce dans ce bas-monde, après avoir débuté par des voyages dans l'autre et d'oser être homme, après avoir fait le Seraphin et l'inspiré". Der Antistes verweigert die Druckerlaubniß, und als der Verleger sich dadurch nicht irre machen läßt, erfolgt ein Verbot des Buches.

Inzwischen ward der Dichter durch das Auftauchen eines neuen Planes in der Weiterführung seines Romans unterbrochen. Der Don Quixote des Cervantes regte ihn an, seinen „Don Sylvio von Rosalva" zu schreiben, einen Roman, „der keiner Art von Lesern, die austere ausgenommen, Langeweile machen" soll. „Indessen", schreibt der Dichter an Geßner, „muß ich doch gestehen, daß er so beschaffen ist, daß weder der Nahme Wieland, noch Orell, Geßner und Comp., noch viel weniger der Name einer Republik darauf stehen darf, welche so sever ist, daß ein Ball schon hinreichend ist, alle Patrioten zu allarmiren und selbst aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Weissagungen von dem Untergange eines solchen zweiten Ninive hervorzuzwingen". Zwei Monate später liegt der erste Theil des Don Sylvio handschriftlich Geßner vor, aber diesem erscheint es gerathener, auf den Verlag des Romans zu verzichten. Schreibt doch der Dichter selbst gelegentlich der Uebersendung: „Der Herr Antistes sind doch auch gar zu strenge, wenn mans sagen dürfte. Wie wird es dem Don Silvio gehen, wenn der fromme gottselige Agathon verworfen worden ist". Die Züricher Handlung sendet die Handschrift zurück und der Roman erscheint 1764 bei dem frühergenannten Bartholomäi in Ulm.

Zu derselben Zeit arbeitet Wieland an den komischen Erzählungen. Im Mai 1764 sendet er an Zimmermann den

„Endymion", „in dessen Versification", wie er selbst meint, „in den rimes redoublés, in dem Numero der Perioden, in der Wahl der Worte u. s. w. eine gewisse Musik ist, welche außer dem höchst unbillig von mir ehmals behandelten Herrn Uz, noch kein Deutscher meines Wissens erreicht hat". Des gewagten Schrittes, den er mit diesen lüsternen und sinnlich aufregenden Gedichten thut, ist er sich wohl bewußt, als er den Endymion an Geßner nach Zürich schickt, und er meint, trotz des von Geßner gespendeten Lobes, daß man zunächst mit dem Endymion und dem Urtheil des Paris den Geschmack des Publikums prüfen könnte, um, wenn sie gefielen, „die ganze Sammlung unter dem Titel komischer Erzählungen in zween oder mehreren Bändchen herauszugeben".

Das Urtheil über den Don Sylvio, mehr noch über die Komischen Erzählungen war bitter genug. „Nachrichten", sagt der Beurtheiler in Nicolais allgemeiner deutscher Bibliothek, „die das Ansehen der Zuverlässigkeit haben, versichern, daß Herr Wieland der Verfasser der comischen Erzählungen und des Don Silvio sei. — Ist dies wahr, so möchte es freilich diejenigen, die die Art der Dichtkunst, in der sich Herr Wieland bisher gezeigt hat, kennen, etwas befremden". Scharf griff man die lüsternen Beschreibungen an, in denen sich der Dichter gefiel, die Schilderungen einer Liebe, für welche Fielding den bessern Ausdruck Hunger hat. Und konnte der ehemals so fromme Dichter, der jetzt solche Erzählungen schrieb, selbst etwas andres sein als ein Wüstling? Die Freunde in der Schweiz schüttelten das Haupt, und es kam Wieland die düstere Nachricht zu, daß man ihn für sehr leichtsinnig halte und erzähle, er habe mehrere Maitressen. Auch ein Brief von Zimmermann redet zu des Dichters Schrecken von der Unruhe, die ihm die komischen Erzählungen verursacht haben.

Agathon, der in den Jahren 1766 und 1767 zur Ausgabe kommt, hat nicht minder Anfechtungen zu erleiden. Wohlweislich ist von den Verlegern auf dem Titel „Frankfurt und Leipzig" als Verlagsort angegeben, denn ist es auch nur ein offenes Geheimniß, wie der Dichter an Zimmermann schreibt, daß dieselbe Firma die Uebersetzung des Shakespeare und den Agathon verlegte, so erscheint doch Rücksicht auf löbliche Polizei, welcher der Roman noch immer ein liber prohibitus ist, sehr am Platze.

Alle diese Vorgänge sind Wieland höchst ärgerlich. Er ist doppelt unangenehm überrascht durch die Wirkung seiner Schriften, weil er sich vollständig verkannt glaubt. „Ich liebe die Tugend", schreibt er an Geßner, „um deswillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat, und ich billige um deswillen keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Predigertone dagegen eifere". Ebenso sind die Erzählungen der Schweizer Freunde völlig grundlos. „Je ne comprends pas", heißt es in einem Briefe an Julie Bondely, „comment un homme, obligé de vivre de 1200 francs, pourrait être si libertin et entretenir tant de maîtresses".

Aber diese dem Dichter in der Hauptsache so ungerecht scheinenden Urtheile schaffen nicht allein eine verdrießliche Gegenwart, sondern sie machen ihn auch ärgerlich, wenn er an die Zukunft denkt. Er hat nämlich mittlerweile mit der Abfassung des heroisch-komischen Gedichtes „Idris" und der poetischen Erzählung „Musarion" begonnen und die vollendeten Theile an Geßner nach Zürich zur Durchsicht gesandt. Da kommen von allen Seiten die übeln Besprechungen, die komischen Erzählungen erregen ein wahres „Geseufz und Geheul", und dem Dichter ist es völlig unverständlich „quo fato seine neueren Werke unter die libros prohibitos gesetzt werden sollen". „Der

Henker hole die Autorschaft", ruft er voll Aerger aus, „wenn sie mir von allen Enden Deutschlands nichts als Verdruß zuziehen soll. — Immer gescholten und öffentlich gescholten, das ist mehr als meine Geduld vertragen kann". Und an einer andern Stelle meint er in etwas besserer Stimmung: „Was für ein armseliges Geschöpf ist ein Autor! Sehr oft weiß ich selbst nicht, ob ich ein guter oder ein elender Scribent bin. Glücklicher Gottsched! Sit tibi terra levis! Du warst immer mit dir selbst zufrieden! Sollte sich einer nicht wünschen, Gottsched zu sein"?

Was aber soll mit den Handschriften werden, die noch immer bei Geßner liegen? So gern sie Wieland bei seinen bisherigen Verlegern gedruckt sehen möchte, so verhindert die Erfüllung dieses Wunsches jedenfalls der strenge Antistes, welchen der Dichter „mit Urtel und Recht condemniren würde, nichts als seine eigenen Predigten zu lesen". Man könnte zwar wieder zu dem alten Mittel greifen und die neuen Bücher ohne Angabe der verlegenden Firma erscheinen lassen, aber dazu hat Wieland keine Lust. Denn das würde gewiß dem Absatz schaden. Ebenso erschiene dadurch die Zugabe von Kupfern, ein weiteres Zugmittel für Bücherliebhaber, wesentlich erschwert. Auch ein anständiges Honorar möchte Wieland doch nun einmal haben. Erhielt er doch von den komischen Erzählungen nur fünf Gulden für den Bogen!

Die Unterhandlungen mit Zürich zerschlagen sich und da zu Anfang 1768 die Handschrift noch nicht, wie beordert, an Zimmermann nach Brugg abgegangen ist, so erbittet Wieland die „cacata charta" unmittelbar nach Biberach durch den Constanzer Boten.

Nun hatte der Dichter wieder einmal Veranlassung, nach einem Verleger zu suchen und nebenbei die Schale seines Zorns

über die Häupter der Buchhändler auszugießen. Auch nach Brugg kam solche Klage. Zimmermann aber schrieb dem Biberacher Kanzleidirector, daß ihm seiner Zeit ein Verleger von Lavater sei empfohlen worden als wahrhafter Grandison unter den Buchhändlern, ein Mann, „der anders denke, als alle andern Buchhändler in der Welt". Dieser Mustermann sei Herr Reich in Leipzig. Wenn Wieland wieder etwas wolle drucken lassen, möge er sich nur an Reich wenden.

Dem späteren Collegen Riedel in Erfurt klagte im Februar 1768 Wieland ebenfalls seine Noth. „Können Sie glauben", schreibt er, „daß ich zu meinen poetischen Siebensachen keinen Verleger mehr finden kann? Der eigentliche Punct ist, daß ich sie nicht wegschenken will, und daß meine Herren Orell, Geßner und Comp. seit einem Jahr alle Senatoren ihrer Republik und folglich ziemlich indolente Buchhändler geworden sind". Und jetzt erwägt der Dichter wieder, ob er nicht seine Sachen selbst drucken soll. Wenn er nur einen vernünftigen Buchhändler — rara avis in terris — hätte, der den Vertrieb besorgte. An Stoff sollte es nicht fehlen.

Auch Riedel muß der Leipziger Verleger als die gesuchte rara avis in terris erschienen sein, denn durch ihn und Weiße wird die Verbindung zwischen Wieland und Reich geknüpft. Er erhält Musarion und Idris im Lauf des Sommers zur Durchsicht, bei ihm bedankt sich kurze Zeit darauf der Biberacher Freund für die Besorgung seines kleinen Tractates mit Herrn Reich, und noch in demselben Jahr erscheinen bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig die Dichtungen, welche der gestrenge Antistes aus Zürich verscheucht hatte.

Namentlich die zierliche Musarion fand vielen Beifall. Die griechische Jungfrau

„Schön, wenn der Schleyer nur ihr schwarzes Aug' entdeckte,
Noch schöner, wenn er nichts bedeckte,
Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd, wenn sie sprach,"

„so niedlich geputzt zu sehen, als nur immer möglich", ist daher der begreifliche Wunsch Reichs, „der sich gewissermaßen als der Pflegevater dieser Schülerin der Grazien ansieht". Er verwendet dazu „etliche Ballen holländisches Papier, die ihm neulich angekommen" und druckt 1769 eine neue ungemein hübsche Ausgabe in Kleinoctav. Ein Vorwort des Dichters, an Weiße gerichtet, giebt über ihr Entstehen obige Auskunft. Und wie außer dieser Ausgabe im Laufe der Jahre noch weitere rechtmäßige Drucke erschienen sind, so widmet auch der Schleichdrucker dem Gedichte viel Aufmerksamkeit. Zwei solche Drucke liegen vor uns, beide auf schlechtem Papier und mit stumpfen Lettern hergestellt, aber beide versichern den Leser gleichmäßig, wie Freund Reich der Versuchung nicht habe widerstehen können, einige Ballen holländisches Papier, die ihm neulich angekommen, zu einer neuen Ausgabe unserer Musarion zu verwenden.

In jene Zeit fällt des Dichters Uebersiedelung nach Erfurt. Die kurmainzische Regierung hatte ihm die Stellung eines ersten Professors der Philosophie an dortiger Universität, mit dem Titel eines Regierungsraths und 600 Thalern Gehalt, angetragen, und wenn es auch schwer schien, sich so völlig von Heimath und Familie zu lösen, so sprach doch Vieles für die Annahme des Rufes. Hatte man doch den Verfasser des Agathon merken lassen, wie man weniger auf seine Lehrthätigkeit Werth lege, als auf seine Anwesenheit, die der „alma et perantiqua Erfordina" gewiß vergrößerten Zulauf Studirender verschaffen werde. Ging doch auch mit der Annahme der Professur der Wunsch in Erfüllung, aus dem beschränkten Kreis

des heimathlichen Freistaates hinauszutreten in persönlichen Verkehr mit bedeutenden Männern, namentlich mit dem treuergebenen Riedel. Welch neue Pläne tauchten nun in dem Gehirn des Dichters auf, abgesehen davon, daß er der Berufung Ehre zu machen gedenkt. Wer weiß, vielleicht wird er auch ein Buchhändler! Aber gleichzeitig fügt er dieser Mittheilung an Geßner die beruhigende Aussicht bei, daß alles, was er vor dem Don Sylvio geschrieben hat, Eigenthum der Compagnie bleiben soll. Riedel gegenüber redet der Dichter deutlicher. „In der That", schreibt er, „sollten sich die Gelehrten angelegen sein lassen, die Buchhandlung, so viel nur immer möglich, den Idioten und ostrogothischen Kerlen, welche den größten Theil der Sosien unserer Zeit ausmachen, aus den Klauen zu reißen. Es würden sehr viele Vortheile für die gelehrte Republik daraus entspringen". Riedel ist ja verlobt, und zwar mit der Tochter eines Buchhändlers! Welche Möglichkeiten ließen sich an diese Thatsachen knüpfen, wenn vielleicht Riedel sich an jenem Geschäfte betheiligte! „Daß Sie, wenn Sie wollen, mein Verleger sein sollen, s'entend; daß ich vielleicht ein associé werde, ist möglich; in der That würden unser beyder Namen eine ganz hübsche ragion machen".

So ist Wieland schon in Gedanken zu Erfurt, während er noch als Kanzleidirector mit einem „Mist von Acten, Protokollen und nichtswürdigen Dokumenten" zu thun hat. Mit dem Beginn des Frühjahrs aber gilt es, zur Reise zu rüsten. Sorgsam wird alles erwogen, daß man sich so rasch wie möglich im Thüringerlande einhause. Eine schwäbische Köchin soll in alter guter Weise für den Magen sorgen, auch ein animal scribax gedenkt der Dichter aus der Heimath mit nach Norden zu nehmen. Und Ende Mai 1769 besteigt der nunmehrige Professor den Reisewagen, mit ihm die Gattin, sein Töchterchen

Sophie und Fritz La Roche, der Sohn der Freundin. Ueber Coburg, Ilmenau und Arnstadt geht die Fahrt einer glückverheißenden Zukunft entgegen.

In der Nähe besehen, verlor das erwartete Erfurter Glück etwas von seinem Glanze. Die Collegen betrachteten Wieland nicht ohne Mißtrauen, da die Regierung mit ihm und Riedel ganz besondere Dinge vorzuhaben schien, dem Dichter selbst aber kam es bald vor, als sei er gar nicht zum Universitätsprofessor gemacht. Er wünscht, „je bälder, je lieber von dieser Ruderbank befreyt zu werden". Seltener begegnet man jetzt in seinen Briefen dem guten Humor der Biberacher Zeit, da er mit dem Strumpfband in der Hand sich nach einem tauglichen Nagel umsah, sich aufzuhängen, oder wo er schrieb: „Wenn der Himmel nicht für gut findet", mich bald von Biberach wegzuführen, — „so werde ich die Musen und die Philosophie verschwören und alle meine Tage unter das Rathhaus und Weinhaus, nach Gewohnheit meiner lieben Herrn Collegen austheilen". Jetzt spürt man den heimlichen Verdruß, wenn er Erfurt nennt, „dieses freudenleere Chaos von alten Steinhaufen, winklichten Gassen, verfallenen Kirchen, großen Gemüßgärten und kleinen Leimhäusern, welches die Hauptstadt des Thüringer Landes vorstellt".

Von den Schriften des Erfurter Aufenthalts wird zunächst der „Σωκρατης μαινομενος oder Dialogen des Diogenes von Sinope" im Sommer zu Papier gebracht. Aber nicht eben so rasch ist ein tauglicher Verleger zur Hand. Die Schrift „würde schon lange gedruckt sein, wenn ich einen Verleger dazu finden könnte", klagt Wieland im October dem Halberstadter Canonicus. „Das wird Ihnen freylich wunderlich vorkommen; ich könnte ihrer freylich hundert haben, wenn ich großmüthig genug wäre, meine Werke zu verschenken, wie Sie und Jacobi. Aber

in diesem Puncte bin ich so geizig, wie Pope und Voltaire". Und wieder fängt der Dichter an „zu desperiren, daß die deutschen Buchhändler jemahls raisonnabel zu machen seyn werden". „Cette engeance est ici Corsaire et demi", schreibt er ganz ärgerlich an die La Roche.

Inzwischen hatte er doch den Verleger von Musarion und Idris nicht vergessen. Obgleich er bald darauf sein Manuscript dem Buchhändler Griesbach in Erfurt für funfzig Dukaten zusagt, sendet er es an Reich, daß dieser es einmal ansehe, und seine Ueberraschung ist nicht allzugroß, als statt der Handschrift das von Griesbach versprochene Honorar von Leipzig eintrifft. „Inzwischen", schreibt der Dichter — 26. Oct. 1769 — an Reich, „weiß ich doch nicht recht, wie ich Griesbachen werde zufrieden stellen können, wofern ich ihm nicht etwas andres dagegen verspreche, wozu freylich bey meiner Polygraphie gute Hoffnung ist. Ich hoffe, dazu Ihre Beystimmung zu erhalten; doch werde ich Ihnen allemahl vorher Nachricht geben, und weder Griesbach noch irgend ein andrer Erdensohn soll jemals etwas anders von mir bekommen, als was Sie nicht wollen". Damit erscheint die Verbindung zwischen Wieland und Reich aufs Neue geknüpft, ja der Freundschaftsknoten ist, wie der Dichter bald darauf an Gleim meldet, so enge zugezogen worden, daß den drei Verlegern, die sich gleichzeitig um etwas aus Wielands „Manufactur" melden — „denn die ehrlichen Leute glauben, ich habe ein Fabrik" — eine Antwort gar nicht werden soll. Der neugewonnene Leipziger Freund aber, der sich so edelmüthig benommen hat, wird auch in anderer Weise dem Dichter zur Hand sein.

„A propos!", schreibt nämlich Wieland weiter, „es ist in der Republik des Diogenes ein kleines Capitel, die Religion betreffend, welche Diogenes seinen Colonisten giebt. Hypothe-

tisch zu reden, ist es vollkommen unanstößig. Ich möchte aber doch gerne, daß Sie es vorher Herrn Zollikofern lesen ließen. Glaubt dieser würdige Mann, daß man sich mit Grund daran stoßen könnte, so streichen Sie es immer durch; es ist ein Abgang von einem einzigen Blatt, und das wird nichts zu bedeuten haben".

Der Leser des Sokrates mochte sich wundern, als Seite 297 das kurze Capitel mitten im Satz abbrach und eine Anmerkung die Auskunft gab, daß hier eine Lücke im Manuscript vorliege, die zu füllen über die Kräfte des Herausgebers ginge. Zollikofer hatte also für passend erachtet, die Stelle zu tilgen. —

Die nächste Zeit gab Stoff zu mancherlei Briefwechsel. Der Sokrates wird ausgedruckt, und der Verfasser hat Veranlassung, sich für die Freiexemplare zu bedanken. Wieland ist mit sich, Oeser und Reich gleichermaßen zufrieden, denn Zeichner und Buchdrucker haben sich bestrebt, das Buch zu schmücken, welches, sofern nicht alles trügt, allgemeiner gefallen wird, als irgend eine andre Schöpfung des Dichters. „Ich denke", schreibt dieser, „Sie haben zu eben der Zeit, da Sie durch eine so glänzende Ausgabe dem Autor und der ganzen Nation Ehre machen, auch der buchhändlerischen rationi status am besten consulirt, und ich wollte Ihnen dafür stehen, daß Ihnen von der schönen Edition kein Exemplar liegen bleiben wird. — Ich höre zwar, Sie pflegen immer eine beträchtliche Zahl zu verspenden, wo ich Ihnen nichts einzureden habe, wiewohl ich von Herzen wünschte, daß man die Großen von der bösen Gewohnheit abbringen könnte, keine Bücher zu lesen als die man ihnen schenkt". Doch bleibt Wielands Freude in so fern nicht ungetrübt, als sich herausstellt, daß nur die feinen Exemplare des Sokrates mit Kupfern geschmückt sind. Wie schade! denn

„jedermann, der das Buch ohnehin gekauft hätte, möchte auch gern die Kupfer dazu haben, — das ist, jeder, der sie gesehen hat“.

Außer dem „Combabus“ und den „Grazien“ fällt in jene erste Zeit des Verkehrs zwischen Reich und Wieland die Ausgabe der „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“. Zur Zeit, wo die Freiexemplare des Sokrates in Erfurt anlangen, liegt die Handschrift fast vollständig dem Verleger zur Durchsicht vor, und es handelt sich eigentlich nur noch um Erledigung der Honorarfrage. Freilich ein heikler Punkt! Aber schon neulich hatte Wieland geschrieben: „Ich werde Ihnen keinen Preis bestimmen, Sie sollen mir geben, was Sie für recht und billig halten. Sie sind ein Rechtschafner und ein Kluger Mann. Die letzte Eigenschaft fordert, daß Sie, indem Sie billig und edel gegen mich handeln, Sich Selbst nicht unrecht thun. Sie können also am besten wissen, was hierinn zu thun ist, und eine andre Erklärung kann ich Ihnen nicht geben. Nur dieses, Mein lieber Freund, muß ich noch hinzusetzen. Genieren Sie Sich niemals mit Uebernahme meiner Schriften. Wenn ich Ihnen etwas schicke, das Ihnen nicht ansteht, oder wenn Sie finden, daß ich gar zu fruchtbar sey, so schicken Sie mir mein Mspt. kühnlich zurück und nehmen hier mein Ehrenwort dafür, daß ich mich dadurch niemals für beleidigt halten werde“.

Aber wie Reich durchaus nicht die Absicht hat, den neugewonnenen Autor fahren zu lassen, so liebt er auch, daß man das erwünschte Honorar ihm angebe; er läßt dann der Forderung seine Erklärung folgen. Auch Wieland muß trotz wiederholten Drängens dem Wunsche des Verlegers nachgeben und er fordert 75 Dukaten, für jeden Bogen der Handschrift 3 Dukaten. Das Honorar wird ihm bewilligt und mit

212 Thlr. 12 Gr. (den Dukaten zu 2 Thlr. 20 Gr.) in dem Hauptbuch der Firma gut gebracht. Dieser Posten, der Wielands Conto beginnt, mag Veranlassung sein, kurz die damals von der Weidmannschen Buchhandlung gezahlten Honorare zu betrachten.

Nicht ohne Ergötzen lesen wir in den „Briefen an und von Merck" (Darmstadt 1838), daß der Berliner Verleger Mylius für Goethes „Stella" zwanzig Thaler Honorar nach Weimar sendet. Mylius mochte mit bitteren Gefühlen das Geld einpacken, denn obwohl der Dr. Goethe damals — October 1775 — schon bewiesen hatte, daß er ein „seltenes Genie und fruchtbarer Schriftsteller" war, so überkam doch seinen Verleger das schwere Bedenken unzeitiger Großmuth. Wenn solch hohes Honorar, schreibt Mylius an Merck, „nur nicht, wie ich fast fürchte, die entgegengesetzte Wirkung thut; denn da er — Goethe — nun für diese vielleicht kleine und nicht so sehr interessante Pieçe zwanzig Thaler bekommt, so wird das folgende Stück fünfzig Thaler und der Dr. Faust vielleicht hundert Louisdors gelten sollen".

Auch lächeln wir wol, wenn wir die Posten betrachten, welche in dem Hauptbuch der Weidmannschen Buchhandlung dem Magister Lessing gut gebracht sind. Schon im Herbst 1755 — in demselben Jahre, in dem „Miß Sara Sampson" erschien — trat der damals von Berlin nach Leipzig zurückgekehrte Dichter mit der Firma in Verbindung und übernahm die Uebersetzung von Law's „ernsthafter Ermunterung an alle Christen". Zwei Thaler wurden ihm für den Druckbogen gut gebracht, und empfängt er daraufhin ratenweise bis zum März 1756 76 Thaler; ferner vier Thaler für die Vorrede zur Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen. Dann beginnt die Reise mit Winkler, aber der ausbrechende siebenjährige Krieg

bereitet gleichmäßig der Reise und Freundschaft mit dem jungen Leipziger Patricier ein rasches Ende, und der Dichter spricht im Herbste wieder bei Weidmanns Erben um Arbeit vor. Er übernimmt die Uebersetzung von Richardson's „Sittenlehre für die Jugend", den Druckbogen abermals zu zwei Thalern und empfängt dafür im October 1756 und März 1757 je fünfundzwanzig Thaler.

Dieses Honorar von zwei Thalern für den Bogen einer Uebersetzung kehrt häufig wieder, doch da, wo Format, Schwierigkeit der Arbeit oder Namen des Uebersetzers es zweckmäßig erscheinen lassen, werden die Beträge bedeutender. So erhält der Oberhofprediger Sack in Berlin für den Bogen der Uebersetzung von Blair's Predigten drei Thaler, Boie, damals Gouvernementssecretär in Hannover sind für seine Uebersetzung von Chandler's Reisen in Kleinasien vier Thaler für den Bogen gut gebracht; auf Bode's, des Druckers und Uebersetzers Conto finden sich fünf Thaler für den Bogen von Goldsmith' „Landprediger von Wakefield", ja Johann Reinhold Forster wurden für seine Uebersetzung von Cooks Reisen sieben Thaler zugesagt.

Ramler erhielt für die mit Lessing besorgte Ausgabe von Logaus Sinngedichten fünf Thaler, für Wernickes Ueberschriften sechs Thaler, und wenn ihm, laut Abkommen, für die Uebersetzung des Batteux nur drei Thaler für den Bogen zukamen, so ward der Vertrag nachher zu seinen Gunsten geändert; auch die weiteren Auflagen brachten stattliche Einnahmen von mehreren hundert Thalern. Die „lyrische Blumenlese" ergab für Ramler wenigstens in ihrem ersten Band acht Thaler; vom zweiten Theil sank das Honorar auf fünf Thaler für den Bogen.

Chladni empfing für seine Theorie des Klangs vier Thaler, Ramdohr für sein Werk über Malerei fünf Thaler, Johannes

Müller für seine Schweizergeschichte sechs Thaler, für die „Briefe zweener Domherren“ neun Thaler vom Bogen; für die beiden Quartbände von Sulzers Theorie der schönen Künste bezahlte die Firma die beträchtliche Summe von 1500 Thalern; außer diesem Posten sind in dem Hauptbuch noch weitere 283 Thaler für Verbesserungen der zweiten und dritten Auflage aufgeführt. Und als der Director der Berliner Akademie 1779 gestorben war, druckt Reich „zum Besten seiner hinterlassenen Kinder in Anbetracht des oben gehabten Nutzens“, dessen Tagebuch einer Reise nach den mittäglichen Ländern von Europa und übergiebt als Ertrag des Drucks zweihundert Thaler dem Schwiegersohn Sulzers. Zimmermann erhält für den Bogen seines Buches über die Einsamkeit 2½ Louisdors (den Louisdor zu fünf Thalern) und wenn Zollikofer erklärt, daß ihm seine Predigten über die Würde des Menschen mit zehn Thalern für den Bogen zur Genüge bezahlt erschienen, so fügt Reich in dem Hauptbuche die Bemerkung bei, daß er in Anbetracht der Verdienste, die sich Zollikofer um die Handlung erworben habe, so wie mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage des Buchhandels, das Honorar (von 590 Thalern) auf 750 Thaler erhöht habe.

Wieland, der genau Rechnende, wußte die neu geknüpfte Verbindung sehr wol zu schätzen. Ergab ihm doch der ungefähre Ueberschlag, daß ihm seine komischen Erzählungen, die er mit so unendlicher Mühe ausgefeilt, nicht mehr als acht Louisdors gebracht hatten, daß ihm aus seinen poetischen Schriften (Zürich 1762) beiläufig ein Dukat, aus dem Agathon ein Louisdor herausgesprungen war! Erwies ihm doch der Verlagscontract über Shakespeare die Thatsache, wie er für die Arbeit eines Bogens nur mit annähernd vier Gulden 40 Kreuzern war abgelohnt worden! Und jetzt! Im Sommer 1768 waren ihm nach Biberach für Musarion und Idris zehn Dukaten

und fünfzehn Louisdors zugegangen, und im October 1769 konnte er der La Roche den Eingang von fünfzig Dukaten für den Sokrates melden, „ce qui revient à peu près à 3 ducats par feuille, c'est beaucoup, excessivement beaucoup en Allemagne“. Auch der Nachsatz „ce ne serait rien à Londres“, kann des Briefschreibers Behagen nicht abschwächen. Und im Januar 1770 übergiebt Freund Reich, nachdem er im Auftrag des Dichters nach andrer Seite sieben Dukaten bezahlt hat, weitere 68 Dukaten der Post, daß sich das Guthaben Wielands aus seinen 31½ Bogen Kleinoctav starken „Beyträgen“ ausgleiche.

Zu derselben Zeit beschäftigen Wieland verschiedene Arbeiten. Zunächst hatte er die noch in Biberach begonnene Durchsicht des Manuscriptes zur zweiten Auflage seiner Poetischen Schriften (Zürich 1770) beendigt, jetzt geht er daran, den Roman der La Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ durchzusehen. Mit ungemeinem Eifer widmet er sich diesem Geschäft, er feilt nach Kräften und giebt der Freundin manch treffliche Lehre, wol verwendbar für die Zukunft. Und wie es dann gilt, einen Verleger zu suchen, so ist der rechte Mann bald gefunden. „Reich, mon ami Reich, le plus digne homme de sa profession peut-être en Europe en sera l'éditeur“, schreibt der Dichter ganz vergnügt im December an Sophien. Und bald darauf wünscht er zu wissen, welches Honorar er fordern soll. „L'ami Reich est un peu têtu en pareille matière. Il veut absolument, qu'on lui determine ce qu'il doit payer“.

Aber nicht allein, daß Wieland der La Roche thätig zur Seite steht, er hat auch die Arbeit an seinem „Neuen Amadis“ wieder aufgenommen. Schon 1768 in Biberach begonnen, ist das Heldengedicht jetzt so weit vorgerückt, daß man

einige Verse dem verlegenden Freunde, der schon von der Dichtung weiß, zur Kenntnißnahme und behufs typographischer Erwägung wol einmal vorlegen darf. So kommt denn ein Päckchen in Leipzig an und der Dichter schreibt dazu an Reich Folgendes: „Zu einer kleinen Probe — nicht was für ein Ding mein Amadis ist sondern nur von der Art der Verse (die ich, ohne Ruhm zu melden, für die besten unter allen halte, welche biß dato in unsrer Sprache erfunden worden sind) und von dem Format, das dazu erfordert werden mag, lege ich eine copie der ersten 8 Strophen bey.

Ob es aber räthlich sey, schon Papier dazu zu bestellen, weiß ich nicht; denn es sind erst 7 Gesänge fertig (welche zusammen beyläuffig 300 Strophen oder 3000 Verse machen) und das Ganze wird nicht weniger als 16 Gesänge haben. Wie bald aber die abgehenden Gesänge zu Stande kommen werden, kann ich um so weniger sagen, da ich nur daran arbeite, wenn mich die Laune oder mein Cacodämon dazu antreibt; welches seit etlichen Monaten nicht geschehen ist".

Im Weiteren erörtert dann der Dichter, wie das Werk „in Quartformat ungefähr zwey Alphabete" ausmachen wird, die Seite zu zwoo Strophen oder zwanzig Versen gerechnet. „Dem Ganzen wird eine Art von Index über die vorkommenden fremden Wörter und Anspielungen beygefügt, damit wir nicht nöthig haben, das Werk durch Noten unter dem Text zu defiguriren. Da Sie nun im Sinne haben, Mein liebster Reich, diesen Amadis zum Chef d'oeuvre Ihres Verlags zu machen, und ich selbst, wie ich unverhohlen gestehe, keinen geringen Preis auf die Helden Amadis, Bleumourant, Parasol, Caramel, u. s. w. und auf die sechs Töchter Bambo's, welches, entre nous, sehr sonderbare Damen sind, setze, — folglich, alles zusammengerechnet, das Ganze ziemlich hoch zu stehen

kommen dürfte, so überlaß' ich Ihnen, ob es nicht vielleicht räthlicher seyn möchte, es in zwey Bänden successive herauszugeben, damit die Liebhaber weniger abgeschreckt werden. — Ich sehe nur Eine Bedencklichkeit — nehml. die anscheinende Gefahr, daß Amadis, solgergestalt, ein Fragment bleiben könnte; und dieser Scrupel kan freylich nicht anders als durch die Zeit gehoben werden. Mein Wille ist, ihn zu vollenden; aber mein Leben hängt nicht von meinem Willen ab. Ueberlegen Sie die Sache; auf Ihre Willkühr und Convenienz soll es lediglich ankommen: ob es gleich in gewissen Betrachtungen für den Autor besser ist, wenn sein Werk auf einmal vollständig in die Welt tritt".

Der nächste Juni (1770) führte dann den Dichter nach Leipzig, und es verflossen angenehme Tage in anregendem Verkehr mit Weiße, Clodius, Garve und Oeser. Auch Verleger und Schriftsteller sahen sich jetzt zum erstenmale. „Reich", schreibt bald darauf Wieland an Gleim, „hat etwas bruskes in seinem Charakter und seinen Manieren, das ihm, denk' ich, zuweilen Schaden thut. Aber der Grund seines Gemüths scheint mir sehr gut". Im Verkehr mit ihm traten dann auch geschäftliche Fragen in ihr Recht, von dem Amadis, der inzwischen gewachsen war, redete man, von dem zu zahlenden Honorar, vielleicht auch von den Ausgaben, welche des Lebens gemeine Nothdurft nöthig machte. Philipp Erasmus holte bei solcher Gelegenheit das gewichtige Hauptbuch der Firma hervor und schrieb auf des Dichters Haben 500 Thaler Honorar für den neuen Amadis. Auf dem Soll aber erscheinen 260 Thaler, die der Dichter als Vorschuß empfing. Jenem Honorarposten folgen dann im Laufe des Jahres weitere 153 Thaler für ein von Wieland zu den Grazien geliefertes Bild, für seine Ausgaben während des Leipziger Aufenthalts,

für die Grazien und den Combabus — „diese in Kauf“, — wie Reich daneben bemerkt. Die Vertheilung des Honorars, welches dem Dichter in diesen einzelnen Posten gut geschrieben ward und bis Ende 1770 zur Auszahlung gelangte, muß jedoch später etwas anders gefaßt worden sein, denn im November 1770 bekennt der „Churfürstl. Maynz. Regierungsrath und Erste Professor der Philosophie zu Erfurt“, 500 Thlr. Honorar für sein Manuscript der Grazien und des Amadis erhalten zu haben. Ausdrücklich wird in der Quittung das Eigenthum der Manuscripte „wohlbesagter Handlung“ abgetreten.

Der Combabus, vier Bogen Klein-Octav, war schon zur Jubilatemesse erschienen, zur Herbstmesse kamen, dreizehn Bogen desselben Formates, die Grazien, die Jubilatemesse 1771 brachte den „Neuen Amadis“, achtzehn Gesänge in zwei Bänden Groß-Octav, zusammen 34½ Bogen. Soll und Haben erscheinen nun mit 653 Thalern abgeschlossen.

Zweifellos ist eine Reihe von Briefen aus jenem Jahr verloren gegangen, denn die rege Thätigkeit in Erfurt und Leipzig bot Anlaß genug zum zeitweiligen Austausch von Wünschen und Vorschlägen. Die Druckrechnung der Jubilatemesse 1771 weist ferner eine neue Auflage des Sokrates auf, außerdem den ersten Band der Geschichte des Fräuleins von Sternheim (24½ Bogen), für welchen Wieland die Summe von neunzig Thalern gut gebracht ist. Und trotz dieser mannigfachen Unternehmungen und des durch persönliche Bekanntschaft fester geknüpften Verhältnisses fehlen, von jener Quittung abgesehen, irgendwelche Zuschriften des Dichters vom Januar 1770 bis zum März 1771.

In diesem Monat erscheint in Leipzig wieder ein langer Brief Wielands. Zunächst beschäftigt diesen, was wol für eine

nöthig werdende neue Auflage der Musarion und der Grazien vorzubereiten sei. Vielleicht, daß man diese Schriftchen unter dem gemeinschaftlichen Titel „die Philosophie der Grazien" zusammendruckte! „Um diese Philosophie desto vollständiger zu machen", meint Wieland, „wollte ich eine Anzahl Briefe an die Gräfin von W., über das System oder die Moral der Musarion aufsetzen, welche den Freunden dieses Gedichts angenehm seyn, und die albernen Seelen, welche ich weiß nicht was für gefährliche Grundsätze darin gesehen haben wollen, beschämen würden, vielleicht kämen auch noch ein paar andre kleine Gedichte, welche sich in diese Sammlung schickten, hinzu. Sollte es aber der buchhändlerischen Rationi Status gemäßer sein, Musarion und die Grazien jedes besonders wieder aufzulegen, so laß ich mir's auch gefallen, und könnten solchen Falls die vorbemeldten Briefe der Musarion angehänget werden". Aber wie sich das nun auch gestalten mag, zunächst beschäftigen den Dichter ganz andere Dinge, vor allem die Ausarbeitung seines neuen Romans, des „goldnen Spiegels".

„Ich müßte", fährt Wieland fort, „sehr viel schreiben, um Ihnen einen vollständigen Begriff zu geben, was es ist, und dann würde es dennoch nicht so viel seyn, als wenn Sie selbst etliche Bogen davon lesen. Ich sage Ihnen also nur überhaupt, daß es gewissermaßen eine Fortsetzung der Beyträge pp., seinem Plan und der Art der Ausführung nach aber ein besonderes Werck ist, und (ohne mir selbst zu schmeicheln) das Beste was ich noch in Prosa geschrieben habe. Es ist wichtiger als Agathon und wenigstens eben so interessant. Der Titel ist: der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte aus dem Scheschianischen übersezt. Rex eris, si recte facies. Auf den Titel folgt eine merkwürdige Zueignungsschrift an den Chinesischen Kaiser Tai-Tsu; und auf diese eine

Einleitung, worinn eine sehr comische Abschilderung der Charaktere der fünf Indianischen Sultane Schah-Riar, Schah-Lolo, Schah-Baham, Schah-Dolka und Schah-Gebal vorkömt, nebst einer Nachricht von den Umständen, welche veranlaßt, daß die Geschichte der Könige von Scheschian zur Unterhaltung des besagten Schah-Gebals verfaßt worden. Die Idee der Form des Werckes ist nämlich diese: daß die Gesch. der Könige v. Scheschian dem Schah Gebal à son petit coucher, in Gegenwart seiner Favoritin, eines jungen Mirza, seines Günstlings, und des Doctor Danischmende, Philosophe de sa cour, erzählt wird, um seine Majestät auf eine angenehme Art einzuschläfern. Der Plan der Geschichte selbst ist groß und stellt eine Philosophie der Könige dar, ohne darum minder interessant für Leser zu seyn, welche keine Könige sind. Ich kan und soll Ihnen aber auch nicht verbergen, daß sonderlich der 2. und 4. Theil eine zwar sehr höfliche aber höchst freymüthige Satyre enthalten, wobey die Herren Könige, die Herren Ministers und die Priesterschaft (sonderlich katholischen Antheils) die Nase gewaltig rümpfen werden. Zu gutem Glücke lesen die Reges und Reguli unserer Nation nichts, oder nichts deutsches. Die Satyre, so sanglant sie ist, ist gleichwohl behutsam genug, daß weder der Autor noch der Verleger etwas davon zu besorgen haben, es wäre denn höchstens ein Verbot in den österreich. Staaten, wo man noch ein wenig bigot ist; doch zweifle ich auch daran, denn da die Satyre auf die Könige, Minister und Bonzen in Scheschian geht, so dencke ich, es wird niemand so albern seyn und sagen, daß er sich getroffen finde. Bey allem dem wünschte ich, daß der Name des Verfassers wenigstens eine Zeit lang ein Geheimnis bliebe; errathen wird man ihn, und errathen mag man ihn; nur möchte ich daß er nicht geradezu gesagt oder eingestanden würde".

Schon ist der erste und zweite Band in der Handschrift vollendet, und sollen auch die beiden weiteren Bände bis Ende Mai druckfertig vorliegen. Trotzdem aber wünscht der Dichter die Veröffentlichung seines Romans bis zur Ostermesse 1772 verschoben: „weil unsre Deutschen am Amadis für dieses Jahr genug zu dauen haben“. Begreiflich aber, daß er jetzt schon den Leipziger Freund fragt, ob er den Verlag des ungefähr 72 Bogen umfassenden Werkes für ein Honorar von einhundert Carolins übernehmen will. Nicht als ob Wieland sofort von Reich Geld wünschte! Weiß er doch, wie sein Verleger „seit Jahr und Tagen mit seinen Wercken, besonders den Grazien und dem Amadis eine in seiner Art ungeheure Auslage gehabt“! Nur um eine Gefälligkeit handelt es sich, und, sofern Reich den goldnen Spiegel „auf die bemeldte Condition fabricieren lassen“ will, so ist ihm solche Gefälligkeit ein Leichtes.

„Ich habe“, fährt der Dichter nach einigen Auseinandersetzungen fort, „die besagte Summe zu einer gewissen Angelegenheit würckl. oder doch in kurzer Zeit vonnöthen; ich kan sie aber von einem hiesigen vertrauten Freunde alle Augenblicke sans interêts bekommen. Wenn Sie also mein Manuscript wollen, so schicke ich Ihnen die beyden ersten Theile, und Sie schicken mir dafür einen auf Ostern 1772 zahlbaren Sola-Wechsel di 50 Carolin (von welchem ich inzwischen den Gebrauch machen könnte, ihn bey bemeldtem Freunde zu hinterlegen) und ebenso sollte es zu seiner Zeit mit dem dritten und vierten Theile gehalten werden. Sehen Sie nun zu, Mein liebster Reich, was Ihnen zu thun convenient ist; und da mir Ihr Vortheil ebenso angelegen ist, als mein eigener, so erlauben Sie mir zu wiederhohlen, daß ich keine andre Entschließung von Ihnen gewärtige, als eine solche, wobey Sie unsrer Freundschaft nichts aufopfern. Denn diese soll sich in

unsre Verlagssachen schlechterdings nicht mischen, als in so fern es ohne des einen oder andern Theils praejudiz geschehen kan".

Aber der Dichter kann diesen langen, vertraulichen Brief nicht schließen, ohne dem wieder einmal aufbrausenden Zorn gegen die ihn noch stets verkennende Kritik Luft zu machen. Unter dem 28. Januar desselben Jahres (1771) brachten nämlich die Göttingischen gelehrten Anzeigen eine Besprechung der Grazien, zu denen Oeser zierliche Bildchen geliefert hatte. Und da, trotz des Bestrebens den Heldinnen Unschuld und Tugend zu wahren, so viel äußerlich Sinnliches in Dichtung und Zeichnung sich geltend machte, so redete der Beurtheiler etwas boshaft von „Grazien, wie sie Wieland schreibt und Oeser zeichnet", von „sokratischen Apothekerbüchsen, außen manchmahl seltsam bemahlt, aber voll heilsamen Innhalts". „Wenn nur", fuhr die Besprechung fort, „Leser und Leserinnen keine Kinder sind! sich bloß an den Gemählden belustigen, aber die Arzney wieder wegsprudeln — — oder; wenn nur nicht die Arzney in Vehiculo zu sehr diluirt ist".

Wieland hatte diese Besprechung sehr geärgert, und jetzt kann er dem Leipziger Freund mittheilen, daß er den Verfasser entdeckt hat. „Es hat seine Richtigkeit", fährt er fort, „daß Kästner derjenige ist, der die Grazien, so wie sie Wieland beschreibt und Oeser zeichnet, mit Apothekerbüchsen vergleicht. Einige meiner besten Freunde (N. B. keine hiesige) meditiren eine scharfe Rache an der löbl. Göttingischen Societät. Ich hasse solche Händel und bedaure den boshaften Muthwillen des Hofrath Kästners, der dazu Gelegenheit giebt". Dabei gedenkt Wieland weiter einer Besprechung der Beyträge in einer Hamburger Zeitung und ganz ärgerlich ruft er über die „persona miserabilis" des Beurtheilers: „Er verdient keine Peitsche, sondern Niesewurz. Der arme Mensch gehört augen-

scheinlich unter die Einfältigen für die ich mich erklärt habe nicht zu schreiben. Er sieht gefährliche Dinge in den Beyträgen, weil er zu kurzsichtig ist, das System, das in diesem Werke liegt, im Zusammenhang zu übersehen; doch sind seine Mißdeutungen so handgreifliche Verdrehungen daß man ihn von aller Bosheit nicht frey sprechen kan; und Bosheit muß gestraft werden. Im Uebrigen gehört freylich mehr dazu meine Moral zu beurtheilen, als dieser arme Teufel im Satz zu haben scheint; und eben darum sollten solche Leute das Pythagorische Stillschweigen beobachten; oder ihre kurzsichtige Einwendungen wenigstens als bloße Zweifel mit gebührender Herzensdemuth vortragen. Doch die Narren und Dummköpfe haben nun einmal ihr Privilegium, sie bleiben dumm und mit sich selbst zufrieden, und dies muß man ihnen lassen, weil es der Ersaz ist, den ihnen die Natur für das was ihnen an Wiz und Verstand abgeht, zugetheilt hat".

Ein Heilmittel gegen solch verdrießliche Stimmung war es zweifellos, als nun ein Brief des Leipziger Verlegers anlangte, der den Verlag des goldnen Spiegels unter den von Wieland aufgestellten Bedingungen annahm. Ja noch mehr! Nicht allein, daß Philipp Erasmus dem Regierungsrath Wieland in Erfurt 100 Carolins = 633 Thlr. 8 Gr. (den Carolin zu 6 Thlr. 8 Gr.) Honorar gut brachte, sondern er bot auch dem Dichter, der mittlerweile sein zweites Töchterchen hatte taufen lassen, theilweise Vorauszahlung des ausgemachten Betrages an. Dieser Vorschlag ward angenommen und im April buchte Reich die Summe von 285 Thalern (45 Carolins) auf Wielands Soll.

Auch die folgenden Monate brachten dem Dichter manches Erfreuliche. Die Ostermesse sah den neuen Amadis vollendet, wenigstens in der gewöhnlichen Ausgabe. Wer die mit Kupfern

geschmückte Ausgabe sich anschaffen wollte, dem wurde in der Messe mit dem ersten Band das sichere Versprechen, daß der zweite Band zu Johannis werde nachgeliefert werden. Und wie mit dem Amadis ein neues Band zwischen Verleger und Schriftsteller geknüpft schien, so gab zu erneutem Behagen die Thatsache Anlaß, daß der Don Sylvio dem bisherigen Verleger Bartholomäi in Ulm von Weidmanns Erben und Reich abgekauft wird. „Ich wünschte", schreibt Wieland, „daß Sie auch die comischen Erzählungen und den Agathon acquiriren könnten. Ich verlangte gerne nicht einen Stüber von beyden, wenn ich diese Werke nur aus den Händen der Schweizer ziehen könnte". Dazu fällt in dem ersten Theil des Sommers ein Ausflug nach dem Rhein. Ehrenbreitstein und La Roche's Haus war Hauptzielpunkt der Reise. Dort traf Wieland die beiden Jacobi, die von Düsseldorf heraufgekommen waren, und es verflossen glückliche Tage, an deren Erinnerung der Dichter zehren konnte, als er im Juli wieder daheim saß, schulmeisterte, Compilationen machte, den zweiten Theil der Sternheim emendirte, die Musarion und den Don Sylvio behufs neuer Auflagen ausfeilte und die beiden letzten Theile des goldnen Spiegels schrieb.

Freilich, des Lebens unvermischte Freude ward auch heuer dem Dichter nicht zu Theil. Schwer liegt auf ihm zeitweise die Last der Brotschriftstellerei und er klagt im Spätherbst der Freundin Sophie: „Je vous avoue au reste, chère amie, que je suis souverainement dégouté du métier d'auteur, et que la dure nécessité où je suis, de me faire imprimer toutes les années, me peine quelquefois jusqu'à me rendre la vie insupportable". Auch sind die Kupfer des zweiten Theils des Amadis, den im September die fahrende Post nach Erfurt bringt, nicht so ausgefallen, wie es Wieland er-

wartet hat. Zwar that der Stecher seine Schuldigkeit, „aber die Erfindung macht unserm Oeser nur mittelmäßige Ehre. Er hat gerade die am wenigsten interessanten Situationen ausgewählt und in den meisten Stücken vermisset man den Geist und das Poetische, welches sonst seine Erfindungen bezeichnet“. Und als wieder ein Paquet, diesesmal mit den Freiexemplaren des zweiten Theils der Sternheim bei dem Dichter eintrifft, giebt es abermals Stoff zu Verdruß. Denn Reich meldet „von dem im Werck seyenden Nachdruck“ der Wielandschen Schriften „durch den elenden Piraten Schröck“ in Frankfurt. Doch ist es vielleicht möglich, daß dem Uebel bei Zeiten durch des Erfurter Professors Verhältniß zur Kurmainz und durch dessen Einfluß auf den Frankfurter Buchhandel gesteuert werde. „Mit morgender Post“, meldet Wieland dem Leipziger Freunde, „schreibe ich deßhalb nachdrücklichst an unsern Minister; ich schmeichle mir, daß Er thun wird was er kan. Indessen, Mein bester Reich, werden freylich Sie selbst auch Ihres Orts alles mögliche thun müssen, um diesem Räuber einen Riegel vorzustoßen. Der bloße Nachdruck einzelner Schriften würde Ihnen wenig schaden; aber weil er demselben die Gestalt einer Sammlung giebt, so wird die Sache ernsthafter. Eine Menge Liebhaber haben schon gegen mich geäußert, wie sie eine Sammlung aller meiner, wenigstens neuerer Schriften, in gleichem Format und in einer Reyhe fortlauffender Bände wünschten. Wollte Gott daß Sie auch Besitzer von Agathon und den Com. Erzählungen wären, so würde ich Sie bitten, ungesäumt an eine solche Ausgabe Hand anlegen zu lassen. Inzwischen wird nöthig seyn, daß Sie unverzüglich ein avertissement in alle Zeitungen setzen lassen, worinn Sie in Ihrem und meinem Nahmen dem Publico anzeigen, daß ich würcklich mit einer neuen durchaus verbesserten Ausgabe meiner Schriften

beschäftiget sey und man also das Publicum vor der Schröckischen und andern unächten Ausgaben niederträchtiger Stümper in der Buchhandlung bestens verwarnt haben wolle. Uebrigens ersuche ich Sie, zugleich darüber zu dencken, ob es nicht thunlich wäre, zugleich zu avisiren, daß Sie selbst an einer bequemen und schönen jedoch so wenig als möglich kostbaren Ausgabe aller meiner neueren Schriften arbeiteten, so daß auch die künftigen jederzeit als eine Fortsetzung meiner sämtlichen Wercke erscheinen".

Dieser Gedanke, dessen später von Wieland versuchte Verwirklichung Anlaß gab zu dem übrigens rasch gedämpften Streit zwischen Schriftsteller und Verleger und nach Reichs Tode zum Bruche mit der Weidmannschen Buchhandlung den Stoff lieferte, erschien wohl beachtenswerth. Zunächst suchte man wenigstens die Nachdrucker zu schrecken und für seine weiteren Entschlüsse Zeit zu gewinnen. Die Meßkataloge der nächsten Jahre führen unter den später erscheinenden Werken eine „neue Sammlung poetischer und prosaischer Schriften" Wielands, als bei Weidmanns Erben und Reich in Vorbereitung befindlich, auf. —

Es ist bezeichnend für jene von dem Streben nach Selbstverlag der Schriftsteller durchsetzte Zeit, daß Wieland eben, wo die Dürresche Buchdruckerei in Leipzig die neue Auflage des Don Sylvio, die „Gedanken über eine alte Aufschrift" und den goldenen Spiegel für Weidmanns Erben und Reich druckt und er gern auch den Agathon und die komischen Erzählungen in den Besitz des Leipziger Freundes übergehen sähe, trotzdem dem Gedanken, sich den Händen des Verlegers fernerhin zu entziehen, zur leichten Beute wird. Fritz Jacobi, damals noch Kaufmann in Düsseldorf, den eine große Verehrung für den Dichter des Agathon beseelte, hegte nämlich den lebhaften

Wunsch diesen Roman vollendet und dessen Verfasser im Vollgenuß der Vortheile zu sehen, die dieser, nach der Annahme des Freundes, bisher sehr zu seinen Ungunsten mit dem Verleger hatte theilen müssen. Also machte er Wieland den Vorschlag, daß er selbst, dem damals nicht selten vorkommenden Gebrauch entsprechend, eine neue Auflage des Agathon ankündigen wolle. So geschah's, und ein Circular Jacobi's theilte dem Publico mit, daß Jacobi, um „zugleich ein Werk der Freundschaft und ein um mein Vaterland verdienstliches Werk zu thun" nicht allein den Dichter zur Vollendung des Agathon bestimmt, sondern auch selbst die Pränumeration übernommen habe. So wurde beiden Theilen geholfen, dem Publicum durch die Vollendung eines Romans, welcher, „nach dem Zeugniß eines Lessings, unter die trefflichsten unsers Jahrhunderts gehört", und dem Dichter, welcher bisher gleich andern Männern von Talent „beinahe den ganzen Nutzen seines unermüdlichen Fleißes den Buchhändlern zu überlassen gezwungen" war. Welch gute Aussichten bei solch günstigen Vorbedingungen! „L'ami Fritz Jacobi", schreibt Wieland im Januar 1772 an die La Roche, „est proprement l'entrepreneur, et avancera les frais; le profit, s'il y en aura, sera pour moi".

Man darf wol annehmen, daß die in dem „s'il y en aura" verborgenen Zweifel des Dichters an den Vortheilen des Unternehmens nicht allzugroß waren. Im Gegentheil mochte Wieland ein artiger Gewinn um so gesicherter erscheinen, als dem Bücherkäufer der beliebte Roman nun vollendet und im sanften Schimmer einer erbaulichen Freundschaft geboten werden sollte. Immerhin konnte der Buchhändler dabei doch nicht vollständig entbehrt werden und Wieland dachte daher, da die Züricher selbstverständlich außer Betracht bleiben mußten, an Reich.

Fritz Jacobi, dem der Dichter deßhalb schrieb, war mit diesem Plan einverstanden, und das Papier für den an Reich bestimmten Brief lag schon bereit, als der Buchhändler Bärstecher aus Cleve bei Jacobi vorsprach. Nun übernahm dieser „junge, sehr active" Mann den buchhändlerischen Vertrieb und an Reich gelangte statt des beabsichtigten Antrages nur die Bitte um thätige Verwendung für das Unternehmen. Ihren „sehr ausgebreiteten Bekanntschaften in den dortigen Gegenden", schreibt Jacobi, „predigen Sie aus Ihrem edlen Herzen die Wahrheit ein, was sie in gegenwärtigem Falle zum Ruhm ihres Vaterlandes für einen großen Mann zu thun schuldig sind".

Die am Niederrhein neu entdeckte rara avis scheint dann im Laufe des Sommers zu weiteren Unternehmungen sehr geeignet. Von Riedel aus Wien langt bei Wieland die Nachricht an, daß jener mit dem Buchhändler Grunert und zwei österreichischen Adelichen, dem Grafen Stahremberg und dem Baron Strahlendorf eine Buchhandlung zu errichten im Begriff sei. Diese Mittheilung läßt dem Dichter keine Ruhe und er schreibt daher schleunigst an Fritz Jacobi. Wie wäre es, wenn dieser, zusammen mit seinem Bruder Georg, Wieland und Bärstecher eine Buchhandlung etablirte? „Wir Autoren", meint der Dichter, „gäben unsere Werke, gegenwärtige und zukünftige, in die Handlung. An anderm guten Verlage sollte es uns auch nicht fehlen. Wir würden uns zum Grundgesetz machen, schön und correct zu drucken, wohlfeile Preise zu machen und die guten Autoren besser als irgend ein deutscher Verleger zu bezahlen. Hierdurch würden wir uns gar bald der besten Schriftsteller bemächtigen. Besonders würden wir die vortrefflichen Genien an uns ziehen, welche erst vor kurzem zu glänzen angefangen haben, und von denen noch große Dinge zu er-

warten sind, z. B. eines Herder, eines Kant, Garve, Schlosser. Mit einem Capital von 10000 bis 12000 Thlr. für den Anfang wollen wir Wunder thun. Der Profit ist noch immer größer, als bei allen andern Handlungen; und dann bedenken Sie, wie viel Gutes wir der ganzen Nation dadurch thun wollten. Ich gestehe, daß ich ganz verliebt in das Project bin und daß ich es sogleich realisirt sehen möchte".

Vielleicht war es zur Abkühlung der Gemüther eine weise Fügung des Schicksals, daß das Unternehmen mit dem Agathon nicht den erwünschten Fortgang hatte. Zunächst mochte Reich dem ganzen Handel sehr kühl zusehen. Wußte er doch von den Zürichern, daß diese das an Wieland seiner Zeit bezahlte und jetzt als Abstand rückbedungene Honorar von 48 Louisneufs zur Zeit noch nicht zurückerhalten hatten, da Jacobi die neue Auflage schon ankündigte! Und knüpfte sich doch daran weiter die vertrauliche Bitte, daß Reich sich von der Angelegenheit fern halten möge, bis Wieland bezahlt habe! Und weiter theilten die Züricher mit, daß sie, sofern der Dichter ohne seinen Verpflichtungen nachzukommen die neue Auflage veröffentlichte, um sich zu rächen, den Roman nachdrucken und zum halben Preise verkaufen würden. „Wenn zuletzt", schreibt Heidegger an Reich, „die Gelehrten alle zwey oder drey Jahre ihre Bücher verbessern und dadurch bei den ersten Verlegern Geld erpressen wollen, in Mangel dessen aber dann selbst Verleger werden, was wird dann zuletzt aus uns Buchhändlern"?

Die Rache kam den Zürichern, jedoch nicht in der Form eines von ihnen veranstalteten Nachdrucks, sondern in der Thatsache, daß im Herbste Fritz Jacobi und Wieland glauben gefunden zu haben, daß der junge, sehr active Buchhändler aus Cleve doch nur ein ausgemachter Schurke sei. Jetzt gilt

es, eine Handlung zu finden, die den übelberathenen Freunden als Retter beistehe. Begreiflich, daß diese gleichmäßig an Philipp Erasmus denken. Jacobi dictirt einen sehr ergötzlichen Brief, der lediglich dieser Angelegenheit gewidmet ist, und der bittere Tropfen gleichen Bekenntnisses fällt in den Freudenbecher, der Wieland durch seine Weimarer Berufung geworden ist. Er schreibt, noch von Erfurt, am 14. September 1772 an Reich:

„Il y a bien longtems que je vous dois une marque de mon existence; et il est arrivé même depuis que notre correspondence a été suspendue des changemens assés considérables à mes circonstances. Vous scavez probablement dejà par les papiers publics que je suis à la veille d'aller à Weimar en qualité de Conseiller de la Cour et employé principalement à contribuer de mon mieux à perfectionner l'education de deux Princes tres aimables. L'ainé, qui sera l'objet principal de ma destination, donne de grandes esperances. Vous voyez cher ami, que je vais courir une carriere difficile et scabreuse. J'espere toutefois de m'en tirer avec l'aide de Dieu et de mon bon Genie. Mes sentimens sont purs, mes vues droites, mon but le vrai Bien de mon cher Prince et de son Païs. Tout le reste est entre les mains de la Providence.

Und nun, mein Freund, machen Sie Sich auf eine kleine Probe gefaßt. Was Sie Selbst vorherzusehen geschienen haben, was mir mein Herze schon lange vorher gesagt hat, ist endlich in Erfüllung gegangen. Mein Freund Jacobi hat mich durch sein allzugroßes Feuer, Mangel an Kenntnis des Büchercommercii u. a. U. in der Entreprise mit dem Agathon, die er völlig auf sich genommen hatte, so irre geführt, daß er, nach einer Menge von verfehlten demarchen, endlich selbst anfängt gewahr zu werden, daß er mir nicht wieder aus dem Laby=

rinth heraushelfen kan, in welches er mich verwickelt hat. Bärstecher, mit dem er ohne mein Vorwissen und wider meinen ausdrücklichen Willen (indem ich wollte, daß er vor allen Dingen sich an Sie wenden sollte) sich in einen Contract einlies, zeigt sich endlich in seiner wahren Gestalt. Er versprach goldne Berge und hält nun nichts. Mich blendeten seine Verheißungen nie; ich sagte Jacobi'n oft vorher, wie es gehen würde; aber ich hatte die Sache einmal in die Hände dieses zwar sehr für mich eingenommenen aber allzuhitzig zu Werke gehenden Freundes gestellt, und ich mußte ihn machen lassen. Doch nunmehr, da die Noth an den Mann geht, da Bärstechers Schlechtes Betragen sich zu Tag gelegt hat, da Jacobi sich nicht mehr zu helfen weiß und nun selbst reumüthig bejammert, daß er sich verleiten ließ von Ihnen abzugehen und mir vor lauter Begierde, mir große Vortheile zuzuwenden, den empfindlichsten Schaden zu thun, Nun sehe ich mich gezwungen, die Sache aus seinen Händen zu nehmen und mich selbst unmittelbar an die Spitze zu stellen. Agathon muß einen Verleger haben. Die Hn. Orell und Comp. habe ich abgekauft und sie haben mir mein Eigenthums-Recht an dieses Werck auf ewig zurückgegeben. Da ich nun gegenwärtig mich von Bärstechern und Hn. Jacobi selbst völlig freygemacht habe, so halte ich es für meine erste Pflicht, Sie, Werther Freund, vor allen andern zu fragen, ob Sie zu diesem Verlag Lust haben und ob Sie Sich zu denjenigen Bedingungen verstehen wollen und können, welche mich in den Stand setzen, mein Engagement gegen meine Prenumeranten und Subscribenten, deren in allem höchstens 7—800 seyn dürften — sobald als immer möglich zu erfüllen". — —

„Ich brauche etwan 400 Exemplare auf holländisch Papier und ebensoviel auf inländisch Schreibpapier. Ueberdies habe ich an die Herrn Orell, Geßner und Comp. pr. angebl.

Indemnisation 48 N. Louisdor in einem gewissen termin zu zahlen versprochen. Wollen Sie diese onera für mich übernehmen, so ist Agathon mit den Veränderungen und Zusätzen, die ihn zu einem neuen Wercke machen, Ihr Eigenthum und wenn Sie außer den Exemplaren auf holländ. und Schreibpapier noch eine starcke Anzahl auf ordinär Druckpapier in sehr geringem Preise machen, so sind Sie sicher, daß er Ihnen nicht nachgedruckt wird".

Man sieht, den Dichter hatte diese Zeit der schweren Noth nicht eben bescheiden gemacht. Er verlangt für die zweite Auflage seines Werkes nicht allein genau das Honorar der ersten Auflage, sondern auch eine Anzahl von Exemplaren, die über das Angemessene weit hinausgeht. Im übrigen mag der Verleger zusehen, wie er von den Bücherfreunden, welche weder Wieland selbst noch ein etwaiger Nachdrucker unter seinen Abnehmern haben wird, die an Schriftsteller, Papierfabrik und Druckerei bezahlten Gelder wieder erhalte.

In der That lehnte Reich diesen Vorschlag ab. Er erklärte sich jedoch bereit, den Verlag des Romans in der Weise zu übernehmen, daß er für das an ihn übergehende Verlagsrecht dem Dichter 800 Exemplare, zur Hälfte auf holländisches Papier gedruckt, zusicherte. Wieland aber hatte hiernach für Zahlung der von den Zürichern verlangten Abstandssumme einzustehen.

Der nunmehrige „Conseiller de la cour de S. A. S. de Saxe Weimar et Eisenach" schrieb darauf am 28. Sept. 1772 einen ausführlichen Brief, worin er sich mit den gestellten Bedingungen einverstanden erklärte und gern zugab, wie sehr er sich dadurch dem Manne verbunden fühlte, der ihn aus solcher, ihm „durch fremde Uebereilung und Schuld" erwachsenen Verlegenheit zu ziehen bereit war. Gewann doch Wieland jetzt die beruhigende Gewißheit, seinen Pränumeranten in nicht

allzuferner Zeit gerecht werden zu können, und hatte er deshalb Vollendung des Druckes zur Ostermesse 1773 gewünscht. Auch fügte er noch die Bitte bei, Reich möge in bevorstehender Herbstmesse 1772 erklären, daß er sich auf Wielands und Jacobis Wunsch dem Verlag des Agathon unterzogen habe und seiner Zeit den Pränumeranten für richtige Ablieferung der Exemplare stehen werde. „Nicht weniger", schließt der Dichter, „werden Sie, wenigstens aus Liebe zu mir, der Ehre unseres Freundes Jacobi in dieser Sache möglichst schonen, und es zufrieden seyn, daß er noch immer wie zuvor als der Herausgeber des Agathon angesehen werde. — — — Dieser in so vielen Betrachtungen vortreffliche Mann hat in der gantzen Sache bloß aus allzugroßem Eifer mir zu dienen gefehlt, und er verdient also wenigstens von meinen Freunden mit Nachsicht beurtheilt zu werden".

Die neue Auflage des Agathon erschien dann 1773 in vier geschmackvoll gedruckten, mit Kupfern und Titelbildchen geschmückten Octavbänden und preßte dem dankbaren Wieland die Worte an Reich aus: „Haben Sie Dank, Bester Mann, für die herzliche Freude, die ich bey Erblickung des Agathons empfunden habe. Ihnen habe ich sie zu danken; Ihnen gebühren die Erstlinge davon! Das einzige, was mir diese Freude verbittert, ist der Gedanke, daß sie Ihnen, mein edelmüthiger Freund, so viel Mühe kostet. Ich sehe Sie unter der Last der Arbeiten und Sorgen erliegen, und seufze. Werde ich denn nicht auch noch die Freude erleben, Sie wieder heiter und glücklich und des Lebens froh zu sehen! Ich hoffe es, bester Reich, und, o! möchte ich etwas dazu beytragen können".

So lebte nun Wieland in behaglichen Verhältnissen an der Ilm, als erster der Männer, denen Weimar seinen Ruhm verdankt. Eintausend Thaler Einkommen erlaubten freiere Bewegung, 600 Thaler Pension waren sicher, sobald der junge Karl August im September 1775 die Regierung angetreten hatte, die Herzogin-Regentin Amalie war dem Dichter besonders wohlgeneigt, ihr trefflicher Charakter ließ dauernd gute Gesinnung voraussetzen, so daß dem neuangekommenen Hofrath die Zukunft sich eben so erfreulich zeigte, wie die Gegenwart sich günstig anließ. Und doch beschäftigt sich der Dichter in dem Augenblick, da er den Ruf nach Weimar angenommen hat, mit Plänen, die seine Zukunft noch mehr sichern sollten, als das, was ihm jetzt ein glückliches Geschick bietet. Seine Blicke richten sich nach Wien, wo unter Joseph II dem deutschen Schriftstellerthum eine neue Zeit aufzublühen scheint, er erwartet insgeheim lohnendere Frucht von seiner Feder, als von der Thätigkeit eines Prinzenerziehers, der, falls er sterben sollte, seiner Witwe nicht einmal die feste Aussicht auf eine Pension hinterläßt. „Ich bin", schreibt Wieland in jenen Monaten, „nun in meinem vierzigsten Jahre, und wenn die Göttin Fortuna etwas für mich thun will, ist es hohe Zeit; en attendant und weil ich dieser Humoristin nicht sonderlich traue, bemühe ich mich, ne ipse desim mihi". Die Frucht dieses treibenden Gedankens war der deutsche Merkur.

Die ganze Fülle der Arbeit, welche diese mit dem Jahre 1773 beginnende Zeitschrift dem Unternehmer brachte, lastete in der ersten Zeit lediglich auf Wieland. Nicht allein, daß der Dichter für Manuscript zu sorgen hatte, es trat auch an ihn die Nothwendigkeit heran, mit der Papierfabrik, der Buchdruckerei und den Collecteuren Geschäftliches zu verhandeln, Arbeiten, die ihn wol zu dem später an Merck gethanen

Bekenntniß kommen ließen, daß er „für einen Fabrikintendanten und Verleger nicht mercantilischen Ordnungsgeist genug" habe. Die Arbeit ward noch vermehrt durch den bedeutenden Erfolg, welche die Zeitschrift bei ihrem ersten Erscheinen hatte; überspannte, an den Namen Wielands sich knüpfende Hoffnungen sorgten, daß der erste Druck von 2500 Exemplaren rasch vergriffen war und an einen Neudruck gedacht werden mußte, nur um die zurückgelegten Bestellungen erledigen zu können.

Auch nachdem Bertuch für die geschäftliche Leitung des Merkur gewonnen war, blieb dem Dichter noch Arbeit genug. Außer dem regen Briefwechsel, der nach wie vor gepflogen ward, nahmen die lediglich durch die Zeitschrift veranlaßten Schreibereien manche Stunde in Anspruch. Und dabei galt es doch der Aufgabe eingedenk zu sein, welche dem Dichter seine Berufung von Erfurt gebracht hatte.

Es mag daher begreiflich erscheinen, wenn mit dem Eintritt Wielands in den Dienst des Weimarer Hofes die Verbindung zwischen ihm und dem Leipziger Verleger rasch sich lockert. Zwar fällt noch in die Zeit der neuen Thätigkeit der Abschluß des Agathon, aber dieser gehört doch eigentlich noch hinüber in die Erfurter Zeit, in der er nicht mehr vollständig abgethan werden konnte. Nur das Singspiel „Alceste" giebt — für längere Jahre zum letztenmale — dem alten Reich Veranlassung, Wielands Conto aufzuschlagen und als Honorar 51 Thaler (18 Dukaten) zu buchen.

Und dem entsprechend versiecht der Briefwechsel, denn es darf angenommen werden, daß das Fehlen weiterer Briefe bis zum Jahr 1781 am wenigsten durch Verlorengehen derselben zu erklären sei. Nur noch vorübergehend giebt der Merkur, für den die Leipziger Firma Pränumeranten sammelt, zu einer Zahlung sowie zu kurzem Briefwechsel Veranlassung.

Das Blatt

— „das durch des Volkes Mitte
des Jahrs zwölf gleiche Götterschritte“

macht, theilt nämlich mit andern Unternehmungen Wielands die Eigenschaft, für Nachdrucker äußerst anziehend zu sein. Kaum ist das erste Monatsstück erschienen, so liegt auch ein dem Original sehr ähnlicher Nachdruck vor. Diese Thatsache veranlaßt dann den Dichter zur Ankündigung, daß er alle zwei Monate ein Bändchen ausgeben und den Jahrgang um ein Drittheil seines Umfangs wachsen lassen werde. Ein Gleiches meldet er auch an Reich. „Ich denke dies und das Anbieten einer Provision von 20 pr. Cent an die vorzüglichsten Buchhändler in Deutschland ist alles, was ein ehrlicher Mann thun kann und wenn meinen Freunden in und außer Deutschland genehm ist, den Merkur dauern zu sehen, so sehe ich nicht, warum sie auf so billige Conditionen sich nicht mit mir einlassen sollten“. Ferner:

„Um Ihnen die Plackereyen wegen des d. Merkurs wenigstens nach Möglichkeit zu erleichtern, habe ich dieser Tagen das avertissement wieder auflegen lassen und darinn ersucht, daß die Collecteurs und Abonnenten sich geradezu an mich wenden möchten. Ich bin Postfrey und habe auch bey allen meinen Geschäften und Zerstreuungen gleichwohl noch mehr Muße als Sie. Daß noch kein Geld eingeht, darüber dächt ich wäre sich um so weniger zu verwundern weil vermöge des avertissement erst bey Empfang des 1sten Bandes bezahlt werden soll. Wer sich bey Ihnen als Abonnent angiebt, wird als ein solcher angesehen und notirt; Quittung aber erhält er, wenn er bezahlt hat“.

Bei dieser Gelegenheit möchte Wieland doch nicht unterlassen, noch beiläufig einer Idee zu erwähnen, die ihm in Be-

treff seiner etwa auszugebenden sämmtlichen Schriften durch den Kopf fuhr und ihm sehr avantageux scheint. „Sie sollten nehmlich", fährt er fort, „alle meine Schriften auf eben die Art wie Agathon in nehml. Format und auf nehml. Papier drucken lassen, zum Agathon einen besonderen Titel Wielands sämmtl. Werke I. II. III. IV. Theil. Die neue Ausgabe des D. Silvio könnte mittelst eines noch nachzudruckenden neuen Titels den V. und VI. Theil ausmachen und so führen wir nach und nach fort. Hierdurch würden Sie selbst den Subscribenten auf den Agathon einen großen Dienst thun und können Sich darauf verlassen, daß sie alle samt und sonders Käuffer und wenn Sie wollen selbst praenumeranten zu meinen übrigen Wercken abgeben werden. Dencken Sie diesem Vorschlag nach, werthester Freund; ich bin überzeugt, daß er das beste ist was Sie in dieser Sache thun können.

Adieu, mon ami! voilà deux ou trois douzaines de lettres à qui il faut repondre. le Mercure me donne bien à faire. Continuez de m'aimer et soyez bien persuadé de mes sentimens".

Der gleichmäßig rege Wunsch des Dichters eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke bald erscheinen zu sehen, fand außer in diesem praktischen Vorschlag zwei Jahre später einen weniger passenden Ausdruck in einer Ankündigung Wielands selbst. Reich, dadurch überrascht, fragte deßhalb bei Wieland an; daß es gerade geboten erschien, in Wien gegen die Nachdrucker Hilfe zu suchen, war für die Hauptfrage erwünschter Vorwand. Der Dichter aber, gereizt wol theilweise durch einen ihn ärgernden Titel des gerade erschienenen Ostermeßkatalogs*), antwortete:

*) Wieland und seine Abonnenten, ein musikalisches Drama, halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellet. Mit Erlaubniß der Obern. 8. Weimar. O. M. Katalog 1775 unter den fertig gewordenen Büchern.

P. P.

„Das verlangte Zeugnis, daß Sie der rechtmäßige Verleger meiner Wercke seyen, welches, wie Sie sagen, zur Erlangung eines Kayserl. Privilegii, womit Sie die zum theil bereits selbst privilegierten Nachdrucker meiner Wercke aus dem Felde schlagen wollen, vonnöthen ist, — kan in den itzigen Umständen zu nichts helfen. Denn für's erste weiß die ganze Welt, daß Ihre Ausgaben meiner meisten Schriften von 1769 bis 1772 ächt und rechtmäßig sind, und kein Mensch hegt darüber den mindesten Zweifel; zweytens würde eine neue Ausgabe, ohne merckliche Verbesserungen und Zusätze, wenn sie noch so gut privilegiert wäre, itzt, da die Nachdrucker einige Provinzen Teutschlands schon mit ihrer Waare angefüllt haben, schwehrlich Abgang finden. Das einzige kräftige Mittel, wodurch den Nachdrücken ohne das brachium seculare zu imploriren, Einhalt gethan werden kann, hab' ich, mehr um Ihrentwillen als weil ich etwas darunter hätte, bereits eingeschlagen, indem ich dem Publico eine verbesserte Ausgabe meiner sämtlichen Wercke angekündiget habe. Daß ich mit diesem Vorhaben ernstlich umgehe ist gewiß; wann ich aber damit zu stande seyn werde, kan ich unmöglich sagen, sobald ichs aber bin, sollen Sie der erste seyn, den ich davon benachrichtige. Zu dem sonderbaren Ton Ihres lezten Briefes und Ihrem zeitherigen mir nicht unbekannt gebliebenen Betragen gegen mich will ich um so mehr schweigen, da ich mir nicht bewußt bin, böses um Sie verdient zu haben, und weil es mir angenehmer ist zu glauben, daß meine Nachrichten falsch sind, sobald sie so lauten, daß sie, wofern sie Grund hätten, der Hochachtung nothwendig abbruch thun müßten, womit ich immer zu seyn wünsche Ihr ergebener Diener Wieland.

Weimar, den 6. May 1775".

Reich antwortete sofort nach Empfang des Briefes. „Daß der Argwohn", schrieb er, „offt den Gegenständen eine andere Gestalt giebt, als sie ihrer Natur nach verdienen, das darf ich nicht erst einem Manne sagen, der das Menschliche Hertz so gut kennet. in welchem Ton mein voriger Brief geschrieben ware, das weiß ich nicht mehr, da ich keine Abschrifft davon habe, Wollen Sie mir das Original oder eine Copie davon senden, so will ich mich rechtfertigen. ein Brief den ich unter dem 5. Apr. aus Wien erhielte und den ich Hn. Hofmann*) vorlegen will, nöthigten mich zu der Bitte, die ich an Sie that! Ihr avertissement habe ich biß diese Stunde noch nicht gelesen, alles was ich davon weiß, ist mündliche erzählung. Hätte ich vorher einige Nachricht von Ihren Absichten gehabt, so würde ich gebeten haben noch damit zurückzuhalten, denn indem Sie die Nachdrucker niederschlagen wollen, so tödten Sie auch zugleich die rechtmäsigen Auflagen Ihrer Schrifften und davon habe ich doch noch eine beträchtliche Anzahl und diß dünkt mich verdiente einige rücksicht". —

Und dann vertheidigt sich Reich weiter wegen der Satire im Meßkatalog. Er ist ganz unschuldig an ihr und wünschte sie gern heraus. Nur durch Professor Schwabe, der den Katalog schreibt und von Breitkopfs Bedienten diesen Titel mit andern empfing, ist der ganze ärgerliche Vorfall entstanden. Gewiß nicht ohne Absicht und mit einigem Selbstbewußtsein schließt dann Reich:

„Gegen Ihren Merckur hatte schon wieder jemand, Bey seiner itzigen neuen einrichtung die Hand ausgestreckt, ich bin aber dazwischen getreten und es ist mir ein Vergnügen, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben. Mit diesen Gesinnungen

*) Buchhändler in Weimar.

und dem Gefühl eines ehrlichen Mannes" schließt der alte Herr seinen Briefentwurf.

Von da an endet für uns auf Jahre hinaus der Verkehr zwischen Leipzig und Weimar. Aber den Männern, deren Leben sich fortan in getrennten Bahnen bewegt, fehlt es nicht an mancherlei Erlebniß. Karl August, der bisherige Zögling, wird Herzog, Goethe kommt nach Weimar, bald nach ihm Herder. Dem genialischen Treiben des jungen Hofs, das die Näherstehenden in seine Wirbel hineinreißt, bleibt der ältere Wieland fern, aber wie er den einzelnen Personen jenes Kreises, vornehmlich dem unwiderstehlichen Goethe eng verbunden erscheint, so schilt er gleichzeitig den tugendhaften Philister, der die tolle Lust des Hofkreises in's Ungemessene ausmalt. Er für sich fährt nun in den ruhigen Geleisen eines Familienvaters, dessen Gattin, stolz darauf, „nichts zu seyn als Wielands Weib und die Mutter seiner Kinder" mit bemerkenswerther Häufigkeit sich hinter den Vorhängen des Himmelbetts den Augen der Welt für einige Wochen entzieht. Die Familie, zu der nach des alten Wielands Tode die würdige Mutter aus Biberach sich eingefunden hat, ist in erfreulichem Wachsthum, nicht minder fruchtbar ist das Gehirn des Dichters und die kleine Göchhausen, die Thusnelda der Lustigen in Weimar, hat einmal Grüße an Merck von Wieland, „dem's ganz leidlich in seiner Haut ist, weil seine Frau guter Hoffnung und er ein Buch schreibt". In dem Merkur erscheinen außer einer Reihe kleinerer, noch heute zum Theil mustergültiger Dichtungen die „Abderiten", zur selbstständigen Ausgabe in Buchform ist der „Oberon" bestimmt, von dem der Dichter einzelne Gesänge Goethen, der sich malen läßt, „zur Unterhaltung der Geister" während „dieser leidigen Session" vorliest. Dann wird jedoch der Entschluß geändert, der Oberon erscheint im Merkur. Nur ungefähr tausend

Exemplare sollen besonders abgezogen werden, „für die mir", so meldet Wieland an Merck, „Hoffmann 365 Thlr. geben wird. Hiervon die Kosten des Drucks dieser tausend Exemplare abgerechnet, wird mir Oberon also fünfzig Louisdor eintragen. Wäre ich der elendeste Schmierer und hätte in den anderthalb Jahren, die ich auf dies Werk wende, die schaalsten Romänchen und kühlsten Empfindeleien oder Possen und Fratzen auf's Papier geklecht, so viel als das Zeug halten könnte, so müßte der Henker darin seyn, wenn ich nicht für 300 Louisdors dummes Zeug hätte zusammenschmieren wollen. Aber warum ist der Herr ein Narr und wendet so viel Zeit und Arbeit auf ein Werk, wofür ihm kein Mensch Dank weiß, sagt das deutsche Publicum — und darauf ist freylich kein Wort zu antworten".

Aber solche Stimmung ist vorübergehend, und des Dichters Leben spinnt sich zumeist in behaglichem Gleichmaß der Tage ab, fest an den Kreis gebannt, in denen er sich seit Jahren bewegt. Wol regt sich wieder in Wieland die alte Wanderlust, als der Mannheimer Hof bei ihm ein Singspiel bestellt und die Möglichkeit einer ehrenvollen Stellung in Mannheim auftaucht, aber es ist dem kleinen Weimar ein Leichtes, jenes „mare infidum" am Rhein zu besiegen. „Es ist wahr, ich bedeute hier wenig, und was ich in sensu politico bin ist noch siebenmal weniger als ich bedeute. Aber ich will auch nichts seyn und bedeuten und darinn besteht wenigstens $^1/_3$ meines Wohlseyns. Die fürstlichen Personen sind vielleicht die besten in der ganzen Welt. Alle sind gut für mich gesinnt, Keines drückt mich; sie fordern so wenig von mir, daß ich mich beinahe schäme ihr Brot zu essen, und thäten mir gern alles zu Gefallen". So schreibt Wieland im Frühjahr 1777 an Merck, da er eben die „Rosamunde" sein „erbauliches

Singspiel für seine kurfürstliche Durchlaucht zu Mannheim fabricirt".

Ebenso einfach spielt sich das Leben des Verlegers ab. Seit jenem Wintertag, an dem ein Brief aus Weimar dem Leipziger Freunde anzeigte, daß diesem fernerhin die Plackereien mit dem Merkur erspart werden sollten, und seitdem Philipp Erasmus darauf aufmerksam gemacht war, wie sehr eine möglichst gleichmäßige Ausgabe etwa erscheinender neuer Auflagen und neuer Dichtungen in beiderseitigem Interesse sei: seitdem waren fast drei Jahre verflossen in der gewohnten Thätigkeit umsichtiger Geschäftsleitung. Reich stand im neunundfünfzigsten Lebensjahre, ein alter Junggeselle. Da entschloß er sich zu heirathen, wie ein glückwünschender Freund aus Paris schreibt, „pour changer l'automne de votre vie en un nouveau printems". Die Hochzeit war im Herbst 1775, der nächste Sommer brachte dem jungen Ehepaar die erste größere Reise, und zwar nach der Schweiz. Schon lange war Aehnliches, auch in Briefen, geplant worden, und Zimmermann in Hannover hatte bei solcher Gelegenheit den Wunsch ausgesprochen, Reich möge doch seinen Sohn in Straßburg besuchen, oder, sofern er auf deutscher Seite reise, Schlosser in Emmendingen und Frau Cornelia, Goethes Schwester. Sie wohnen „dicht beim Posthause". In der That fand der Juli Reich und seine Gattin in der Schweiz, Zürich und Lavater's Haus war der Zielpunkt der Reise. Dort trifft den Leipziger Verleger ein Brief des befreundeten Steiner, der selbst einmal von Winterthur herüberkommt. Am 10. Juli meldet dann der Buchhändler Imhof in Basel an die Firma nach Leipzig, daß Herr Reich und seine Frau Liebste nach dreitägigem Aufenthalt im besten Wohlsein über Emmendingen und Straßburg nach Frankfurt weitergereist seien. Im August ist Reich wieder daheim, er

hat viel Neues kennen gelernt, und, wie Nicolai schreibt, den „Greuel des Nachdrucks" mit eigenen Augen gesehen. „Es giebt in den Gegenden, die Sie passierten, viel nichtswürdige Leute. Das schlimmste aber ist, daß die guten braven Leute diesem Uebel nicht abhelfen wollen". Reich mochte wol das Haupt schütteln, als er das las. Es war die Zeit, da sein Proceß gegen Schmieder und Fleischhauer in erster Blüthe stand.

Die weiteren Jahre verfließen ruhig, ab und zu wol eine kürzere Reise und im Sommer behaglicher Ausspann in dem benachbarten Sellerhausen, wo sich Reich in dem Jahre seiner Schweizerreise ein Gütchen gekauft hat. Nach wie vor ist der alte Herr der Mittelpunkt eines feingeselligen Cirkels, auch die Berufsgenossen erkennen stets noch willig seine Bedeutung. Zu jener Zeit wird in kleinerem Kreise der Plan eifrig erwogen, ob Mannheim nicht als Niederlagsort für norddeutschen Verlag zu wählen sei. Der Buchhändler Schwan in Mannheim betreibt diese Angelegenheit ganz besonders und schreibt Reich deshalb verschiedene Male. Die Regierung zeigt sich günstig, vielleicht giebt sie selbst einen Platz zur Niederlage. Aber der Plan scheitert im ersten Entstehen, wol zunächst, weil Schwan seiner eigenen Regierung nicht traut. Und er schreibt dann ganz muthlos: „Der Teufel ist seit einiger Zeit hier ganz los, die Leute wollen alle vom Buchhandel leben und zwar so, daß sie rauben und stehlen". „Exjesuiten, gelehrte Pfuscher und allerhand dergleichen Teufelsgeschmeiß" verderben die Handlung. (1779).

Seitdem war wieder mehr als ein Jahr vergangen, da brachte — Februar 1781 — die Post einen Brief Wielands an „Monsieur Reich, libraire très-celèbre" nach Leipzig. Der Brief lautet:

„Ich höre schon seit geraumer Zeit, daß eine vollständige neue Auflage meiner Abderiten im Publico gewünscht, und von Zeit zu Zeit Nachfrage darnach gethan werde. Ich habe mich deßwegen vor einigen Monaten, am Ende des letzten Abschnitts der Abderiten-Geschichte, im Merkur, zur Besorgung einer solchen Ausgabe anheischig gemacht; und meine Meynung war damals solche auf eigene Kosten zu bewerkstelligen. Die hiesige einzige Druckerey hat aber zeither so viel zu thun gehabt, daß es Mühe brauchte nur den Merkur (und zwar ziemlich langsam) gefördert zu bekommen; und da ich nicht rathsam halte, die neue Ausgabe der Abderiten länger zu verschieben, so sehe ich mich in der Nothwendigkeit, dieses Werk, welches bisher noch immer mein Eigenthum gewesen ist (in so ferne ein teutscher Schriftsteller ein zwar publiciertes aber noch an keinen Buchhändler verkauftes Werk sein Eigenthum nennen kann) einem Buchhändler anzubieten. In diesem Falle haben Sie, vermöge unsrer alten Freundschaft, und als Verleger meiner meisten, vor 1773 herausgegebnen Schriften, das erste Recht; uud ich glaube es unsern ehemaligen Verhältnissen schuldig zu seyn, das Buch nicht eher einem andern zu überlassen, bis ich weiß, daß Sie es nicht haben wollen. Da ich es für keine Schande halte, eine abschlägige Antwort zu bekommen, so will ich mich dieser Gefahr lieber aussetzen, als Ihnen Ursache geben, zu glauben, daß der Zeitraum von 1773 bis 81 hinlänglich gewesen sey, die vorzügliche Hochachtung, die ich Ihnen von unsrer ersten Bekanntschaft an, gewidmet, in meinem Herzen auszulöschen.

Das Werk, das ich Ihnen anbiete, ist wie Sie wissen, seit dem Jahre 1774 im T. Merkur nach und nach, Stückweise erschienen. Der Geschmack, den das Publicum daran fand, bewog vor etwa 5 Jahren den sel. Hofmann, mich zu

bitten, daß ich ihm erlauben möchte, von dem was damals davon im Merkur bereits abgedruckt war, eine aparte Ausgabe, auf seine Rechnung zu machen. Ich bewilligte es ihm auf sein anhaltendes Bitten, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm diese Concession kein Recht an das zukünftige Ganze Werk geben sollte, sondern ich mir das Eigenthumsrecht auf eine vollständige Auflage ausdrücklich vorbehalten haben wollte; welches er sich dann auch, weil es ihm damals bloß um den momentanen Vortheil zu thun war, ganz willig gefallen ließ. Dieser sogenannte erste Theil der Abderiten wurde dann auch bald von dem bekannten Nachdrucker beynahe aller meiner Werke nachgedruckt; und also in großer Menge ins Publicum gebracht. Hingegen sind die im Jahre 1779 u. 80 hinzugekommenen Stücke, welche zusammen mehr als die Hälfte des Ganzen ausmachen, meines Wissens noch nicht nachgedruckt; konnten's auch nicht werden, weil ich, unmittelbar am Schluß des letzten Stücks im September 1780 eine neue verbesserte und vermehrte Auflage ankündigte, welche der Nachdrucker also natürlicherweise erst wird abwarten wollen.

Sollte die ganze Abderitengeschichte im Format des Agathons und mit dergleichen Schriften gedruckt werden, so würde das Werk, mit den Einschiebseln und Zusätzen, ungefehr 2 Alphabet betragen. Kupfer von Chodowiecky, ohne die itzt kein Buch mehr sein Glück machen kann, möchten den Abderiten wol anstehen; da sie aber die Auflage sehr verzögern und das Buch ungemein theuer machen, folglich dem Nachdrucker desto mehr Vorwand und Debit schaffen würden: so möchten ein paar Titelvignetten, die sich auf eine komische Scene eines jeden Theils bezögen, wohl hinlänglich seyn; und allenfalls sind auch diese entbehrlich. Ich vergesse, wie Sie sehen, nicht, daß ich ihnen kein neues, sondern nur ein renovirtes Werk

anbiete; und ich überlasse es also auch Ihrem eignen billigen Ermessen, ob funfzig Ducaten Honorarium, um dieses Buch Ihrer Handlung auf immer zu überlassen, zu viel seyen. Ein Schriftsteller, der für acht Kinder zu sorgen hat, kann, wie Sie Selbst billig finden werden, nicht freygebig seyn. Ich verlange aber nicht, daß Sie, aus dieser Rücksicht, mehr thun sollen, als Ihre Convenienz erlaubt, und als überhaupt Recht und billig ist; und ich wiederhohle, daß eine honnette runde abschlägige Antwort mich im mindesten nicht beleidigen wird; zumal da ich von Ihrer Art zu denken versichert bin, daß Sie, solchenfalls, von gegenwärtigem Antrag keinerley Gebrauch machen, sondern die Gewogenheit für mich haben werden, diesen Brief zu vernichten".

Zweifellos überraschte dieser Brief, den ein Februartag so wider Erwarten ins Haus brachte, den alten Reich. Der Mann hatte das Leben schon von so mancherlei Seiten kennen gelernt, gerade sein Verhältniß zu Wieland war ihm nicht ohne Proben geblieben von der Wandelbarkeit des Dichters, daß es zweckmäßig erschien, den so beachtenswerthen Antrag dennoch nicht kurzer Hand anzunehmen. Mahnten nicht die Erfahrungen der Züricher zu einiger Vorsicht? Hatte nicht Wieland vor sechs Jahren eine Ausgabe seiner gesammelten Schriften angekündigt, ohne vorher bei Reich nach den Vorräthen der bei ihm einzeln erschienenen Sachen anzufragen? Wer stand dafür, daß er, von dem bekanntermaßen auch die neuesten Gedichte bei Hoffmann in Weimar erschienen waren, seines letzten Verlegers Rechte nicht irgendwie verletzte, indem er die neue Auflage der Abderiten Reich anbot? Paßte nicht vielleicht hierher, wie seiner Zeit auf den Agathon das zornige Wort Heideggers „Wenn zuletzt die Gelehrten alle zwey oder drey Jahre ihre Bücher verbessern und dadurch bei den ersten Ver-

legern Geld erpressen wollen, was wird dann zuletzt aus uns Buchhändlern"?

Reich that daher wol das Klügste, was er thun konnte, er vernichtete weder Wielands Brief, noch nahm er den Antrag geradezu an, sondern er theilte seine Bedenken offen dem Dichter mit. Ward nicht vielleicht doch irgend ein Recht Hoffmanns unwissentlich verletzt, indem Wieland seine Handschrift Reich anbot? Und falls nicht, bestünde nicht vielleicht moralisch die Verpflichtung, dem Verleger der ersten Auflage auch die zweite wenigstens zuerst anzubieten? Ist denn die erste Auflage überhaupt vergriffen? Diese Frage in Erwägung zu ziehen, verlangte doch wol ebenfalls die Billigkeit!

Schon am 26. Februar antwortete Wieland. „Als ich Ihnen", schrieb er, „neulich den Antrag wegen einer neuen Ausgabe der Abderiten machte, dachte ich an weiter nichts, als daß dieß Werk (trotz allen Sophistereyen der Nachdrucker und ihres Anhangs in und außer dem T. Merkur!) mein unstreitiges Eigenthum sey und ich also nach Gutbefinden darüber disponieren könne. Es ist wahr, der Sel. Hofmann hat, mit meiner Bewilligung, sowohl die Abderiten, soweit als sie ao 1776 fertig waren, als meine im Merkur zerstreute Gedichte auf seine eigne Rechnung besonders verlegt; allein dies geschah unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dies meinem Recht an diese Werke, und meiner Freyheit, solche nach Belieben wieder auflegen zu lassen nichts präjudiciren sollte. Wiewohl also die Hofmann. Erben wegen der Abderiten nichts an mich zu prätendiren haben, und dies um so weniger, da ich ihrer Handlung 5 ganzer Jahre zum Verkauf einer kleinen Auflage von 750 Exempl. Zeit gelassen habe: so habe ich doch, auf dero Veranlassung, keinen Umgang nehmen wollen, mich bey besagten Hofmannischen Erben zu erkundigen, ob und wie

viel sie etwa noch Exemplare von der Ausgabe de 1776 vorräthig hätten; und da ist mir, zu meiner Verwunderung, die Antwort worden, daß deren noch 286 Ex. vorhanden wären.

Nun ist aber hiebey zu bemerken:

1. daß diese 286 Ex. auf alle Fälle Maculatur sind, weil ich die neue Auflage nicht nur mit andern Lettern, sondern auch nach einem durchaus corrigierten und hier und da interpolierten Exemplar abdrucken lassen werde;
2. daß, bey der Liebhaberey welche das Publicum für die Abderiten zeigte, nicht anders zu glauben ist als daß ein andrer, minder phlegmatischer und mehr thätiger Buchhändler als der gute Hofmann war, eine so sauber gedruckte und so wohlfeile Auflage von 750 Ex. binnen 5 Jahren vermuthlich abgesezt hätte; und also der Fahrlässige billig den Schaden trägt, woran er selbst Schuld hat;
3. daß diese Auflage den Sel. Hofmann höchstens 75 rthl. gekostet hat, und er also, wenn er auch nur ungefehr 450 Ex. davon abgesezt, nicht nur seine Kosten, sondern noch eben so viel als netten Profit damit gewonnen hat und folglich seine Erben sich, (wenn ich von Stund an eine neue Auflage auf meine Rechnung machen würde), sich um so weniger über Unrecht beschwehren könnten, da
4. wie schon gemeldet, Hofmann jene Auflage de 1776 bloß, connivendo von meinen Seiten, und auf seinen Risico gemacht hat.

Alle diese Umstände, Wehrtester Herr und Freund, ersuche ich Sie in Betracht zu ziehen, und mir dann Ihre endliche Resolution auf meinen leztmaligen Antrag, mit Ihrer mir allezeit werthen und respectabeln Freymüthigkeit zu eröfnen.

Daß die Hofmannischen Erben, da ihnen mein Vorhaben

die Abderitengeschichte neu aufzulegen nicht unbekannt seyn kann, sich sehr angelegen seyn lassen, mich zu bewegen, daß ich ihnen diese neue Ausgabe unter denen für sie vortheilhaftesten Bedingungen überlasse, können Sie Sich leicht vorstellen: aber daß ich auf keine Weise schuldig bin meine Convenienz dem Vortheil derselben aufzuopfern, werden Sie mir auch nicht in Abrede seyn. Der Moralische Grundsaz, auf welchen Sie, L. Fr., sich lezthin bezogen, tritt, däucht mich, in gegenwärtigem Falle nicht ein; und wenn man solchen gar zu weit ausdehnen wollte, so würden die Rücksichten auf fremdes Interesse alle Rücksicht, die wir unserm eignen schuldig sind, fast immer verschlingen müssen.

Nur noch Eines zur Verhütung aller Zweydeutigkeit. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich Ihnen lezthin gemeldet, daß ich es meiner zahlreichen Familie schuldig zu seyn glaube, keinen accord über irgend eine von meinen seit 1773 neu herausgegebenen Schriften anders als für eine einzige Auflage und auf eine, nach Billigkeit bestimmte Anzahl von Jahren, zu schließen, und mich also des ursprünglichen Eigenthumsrechts, welches ein Schriftsteller an seine Werke hat, niemalen wieder zu begeben. Vielleicht ist dies ein Vorbehalt, der Ihnen nicht convenirt. Aber wenn Sie die Condition eines Gelehrten bedenken, und was er, bei seiner Lebensart, dem Publico, an seiner Gesundheit und von seinem Leben selbst aufopfert, wie wenig er dabey für die Seinigen thun kann, und wie wenig sich das Publicum ihm für alles, was er aufopfert, verbunden erkennt: so werden Sie mir zugeben, daß jener Vorbehalt noch das einzige ist, wodurch ein Schriftsteller, der das Glück hat Vater zu seyn, dieses Glück mit etwas mehr Gemüthsruhe genießen, und seinen Kindern einigermaßen prospiciren kann". —

Der Brief war klar und überzeugend, jetzt konnte wol an die Annahme des Antrags gedacht werden, sofern noch ein Punct nach Reichs Wunsch erledigt war: daß das Werk für alle Auflagen Eigenthum der Firma ward, nicht lediglich für die nun zu druckende Auflage. Abermals ging ein Brief nach Weimar ab, und am 5. März antwortete dann Wieland. Zunächst gab es einige Irrthümer zu berichtigen betreffs des Umfangs der Abderiten, die dem Dichter auch jetzt in ihrer Ueberarbeitung viel Mühe machten. Aber es galt auch, dem Werk „die Form zu geben, die es dann, ohne fernere Veränderung auf immer behalten soll".

„Hievon", fährt Wieland fort, „sollen Sie, wenn ich lebe, bis gegen Ende des Junii dieses Jahres eine sauber und correct geschriebene Abschrift erhalten, wofür Sie mir sodann ein für allemal 50 Dukaten zahlen, und sich damit das Eigenthumsrecht an dieses mein Werk auf immer (weil das furchtbare Wort doch nun einmal aus meiner unbedachtsamen Feder entschlüpft ist) erworben haben werden".

Damit war der Handel geschlossen und eine alte erwünschte Verbindung aufs Neue geknüpft. Wieder einmal schlug nun der alte Reich das Hauptbuch der Firma auf, um auf Wielands Haben die Summe von 141 Thalern 16 Gr. als Honorar für die Abderiten einzutragen, auf das Soll buchte er dann dieselbe Summe und bald darauf ward ein Päckchen, 50 Dukaten an Werth, der Post zur Beförderung an Herrn Hofrath Wieland in Weimar übergeben.

Es ist, als hätte Reich mit der Vergangenheit gründlich aufräumen wollen, um desto ungestörter mit der Zukunft zu rechnen. Denn er schloß nun, was seit 10 Jahren nicht geschehen war, des Dichters Conto mit einem derben Strich ab und erhielt auf beiden Seiten die Summe von 859½ Tha-

lern. Hierin waren außer dem Honorar für den Roman der La Roche (146 Thlr. 16 Gr.) und einer besonderen Gewähr von 39 1/2 Thalern, die Honorare für den goldnen Spiegel (633 Thlr. 8 Gr.) und die Gedanken (40 Thlr.) enthalten. Die besondere Summe von 233 2/3 Thaler ergaben Pränumerationsgelder (41 Thlr.) und die Honorare für Alceste (51 Thlr.) und die Abderiten (141 Thlr. 16 Gr.)

Jetzt blieb noch ein Viertheil der Seite frei, also noch viel Platz für neue Posten. Hatte doch auch Wieland in seinem letzten Brief Manches in Aussicht gestellt. Wenn er auch am Schluß meinte, er rede nur von seinen Plänen, damit Reich sehe, wie er „diese Objecte nicht aus den Augen verloren habe", so gab doch die Thatsache, daß Wieland an eine Fortsetzung des goldnen Spiegels sowohl, wie der Beyträge dachte, immerhin Aussicht auf neue Werke. Wer konnte wissen, mit welch neuen Anträgen der Dichter plötzlich einmal kam.

Aber der derbe Strich im Hauptbuch war vergeblich gemacht, das Jahr verging, auch das nächste und nachnächste, und noch immer gab es keinen neuen Posten zu buchen. Wol waren mittlerweile Horazens Briefe, von Wieland übersetzt, erschienen, aber bei der Verlagskasse zu Dessau, dem verkörperten Selbstverlag deutscher Schriftsteller, und das mußte wol Reich als halber Absagebrief für die Zukunft erscheinen.

So kam die Ostermesse 1784 und mit ihr die für Reich überraschende Gewißheit, daß bei Mauke in Jena ein erster Band „auserlesener Gedichte" Wielands gedruckt und in Commission erschienen war und daß dieser Band als erstes Stück die an Weidmanns Erben und Reich verkaufte Musarion enthielt. Möglich, daß Mauke nicht verfehlte, den Titel für den Meßkatalog einzusenden, dann aber nahm ihn Reich nicht auf, denn hier handelte es sich um einen widerrechtlichen Nachdruck,

und einem solchen waren die Meßkataloge verschlossen. Jedenfalls aber war Mauke mit dem Buch, das Wieland auch im Merkur anzeigte, zur Messe gekommen, hatte davon ausgeliefert und für weiteren Bedarf ein Commissionslager dort gelassen, doch geschah das Alles wol nicht ohne scharfen Einspruch Reichs, der sich dann am 12. Mai 1784 zum Schreibtisch setzte und mit derber Hand auf derbem Papier einen Brief an Wieland entwarf. Der Brief lautet:

„als Sie 1768 die Musarion Ihren Liebling, wie Sie sie nannten, meiner Pflege übergaben, so waren Sie mit Allem, was hierbey vorgenommen wurde höchst zufrieden, und ich war es auch, da ich in Ihrem Vergnügen immer das meinige fand. Itzt da Sie sie, wie ich sehe, ohne alle rückfrage und gegen alle Billigkeit meiner Aufsicht entziehen wollen, muß ich das natürlicher Weise fühlen, was ein jeder ehrlicher Mann an meiner Stelle fühlen würde. Als dieses Büchel im Reich nachgedruckt wurde, empfanden Sie das Unrecht, verhiesen mir Ihren Beystand und stritten für meine rechte. Itzt handeln Sie aus gegengesezten Gründen, Sie geben ein ganz neues Beyspiel, Sie werden selbst Nachdrucker Ihres rechtmäsigen Verlegers. Die Begleiterinnen, welche Sie der neu gekleideten Musarion geben, kann Sie gegen meine Rechte nicht schützen; Ihre Briefe und die Natur der Sache beweisen dieses; in Ihrem eignen Hertzen müssen Sie noch stärckere Beweise finden. Vielleicht haben Sie vergessen, was ich für den Agathon that und was Sie 16 Jahre hindurch an mich geschrieben haben. Freylich sagten Sie mir einmahl da Sie Gellerts Moral als ein schlechtes Buch herabwürdigten, das Sie doch vorher schrifftlich biß an Himmel erhoben hatten „man schreibt nicht immer was man denckt", allein hier käme es doch noch auf Beweiß und Gegenbeweiß an. Ich bin alt und wünsche

ruhe, wenn es aber seyn muß, so thue ich wozu mich die Umstände nach Ihrer erhaltenen Antwort nöthigen werden; ich schrieb Ihnen einsmahls „Wann man mich über die Gräntze stößt, dann kenne ich keine Grentze mehr", so denck' ich noch, und Wer immer gerade gehet, der fürchtet sich nicht".

Wieland war vernünftig genug, um sein Verhältniß zu Reich, den er als ebenso einflußreich wie scharf hatte kennen lernen, nicht muthwillig aufs Spiel zu setzen. Er bot die Hand zum Ausgleich, aber der Brief, in dem er dies that, war kalt und förmlich. Er schrieb am 3. Juni 1784:

„P. P.

„Sowohl der Ton und Inhalt des Briefes, den Sie mir aus Gelegenheit der neuen Ausgabe meiner auserlesenen Gedichte geschrieben, als das Verfahren, welches Sie Sich auf lezter Messe gegen mich erlaubt haben, macht vor der Hand eine unmittelbare Correspondenz zwischen uns in mehreren Rücksichten unschiklich, wenn wir nicht Gefahr lauffen wollen, das Verhältnis, worinn wir so viele Jahre lang gestanden, vielleicht zu beyderseitigem Bedauern unwiderbringlich zerstört zu sehen.

Da dies vermuthlich eben so wenig Ihre Absicht ist als es jemals die meinige war: so hoffe ich, daß die Vermittlung eines gemeinschaftlichen Freundes in der Person des Herrn Rath Bertuch, die ich Ihnen hiemit vorschlage, und die Er Ihnen selbst anzubieten im Begriff ist, Ihnen nicht entgegen seyn werde. Ich meines Ortes bin versichert, daß auf diesem Wege das vorwaltende Mißverständnis am füglichsten gehoben und vielleicht eine dauerhafte und beyden Theilen anständige Aussöhnung erzielt werden könnte.

Der Herr Rath Bertuch ist durch die Nothwendigkeit unsern Durchl. Herzog nach Eisenach zu begleiten, verhindert wor-

den, schon mit heutiger Post an Sie zu schreiben, Er hat mich aber positiv versichert, daß solches von Eisenach aus, längstens binnen 6 Tage geschehen solle".

Die Verhandlungen verzögerten sich, erst der August brachte den erwünschten Abschluß. Ein neuer, noch vorhandener Verlagscontract ward vereinbart, dem zufolge die auserlesenen Gedichte, die auserlesenen prosaischen Schriften und der Idris fernerhin für das Honorar von zwei Speciesdukaten für den Bogen noch nicht gedruckter Theile, von einem Speciesdukaten für das schon Veröffentlichte so wie für neue Auflagen, der Firma Eigenthum werden sollten. Jetzt endlich war neuer Stoff für das Hauptbuch gefunden, ja sogar unerwarteter Stoff. Denn Wieland waren dem Vertrage gemäß die Herstellungskosten auch des mittlerweile fertig gewordenen zweiten Bandes der auserlesenen Gedichte zu ersetzen, wogegen er an Reich die Einnahme der abgelaufenen Ostermesse zu übergeben verpflichtet war.

So konnte denn Wieland am 3. September endlich schreiben: „Ich ergreiffe die erste Feder, die ich nach einem sehr harten Krankheitsanfall, wiewohl noch mit zitternder Hand wieder führen kann, um Ihnen, Schäzbarster Freund, meine aufrichtige Freude darüber zu bezeugen, daß durch Vermittelung unseres gemeinschaftlichen Freundes Bertuch das alte gute Vernehmen wieder zwischen uns hergestellt ist, und daß die billigen Gesinnungen, die auf beyden Seiten den zwischen uns errichteten accord bewürkt haben, mir für die Dauer unserer erneuerten Freundschaft Bürge sind.

Ich habe von den auserlesenen Gedichten 24 Exemplare auf holländisch Pappier drucken lassen, welche bloß zur Distribution an Gönner und Freunde bestimmt, und daher unter der ganzen Auflage, welche ich Ihnen unter den bewußten Bedingungen cediere, nicht mit begriffen sind, sondern auf

meiner Rechnung verbleiben. Erlauben Sie, geschätztester Freund, daß ich Sie bitte, eines derselben, das hierbey folgt, als ein Zeichen meiner Ergebenheit anzunehmen und ihm, in der Uniform Ihrer oder Ihrer Frau Gemahlin Handbibliothek, einen Platz in derselben zu gönnen".

Dem Dichter fiel der Brief schwer, die sonst so zierliche Hand litt noch unter den Nachwehen der überstandenen Krankheit, sie war unsicher und zitterte. Aber aus den Worten, welche nur zögernd der Feder entflossen, klingt es wie erkanntes Unrecht und stille Befriedigung, daß noch Alles so gut abgelaufen ist. Und in der That, von diesem Tage an beginnt für die Jahre, welche Reich noch zu durchleben vergönnt war, ein Briefwechsel, eifrig gepflegt von beiden Seiten. Das Geschenk Wielands ward von Frau Luise, der Gattin Reichs, mit Dank angenommen, als Zeichen dafür traf ein verbindlicher Brief von Leipzig in Weimar ein, und schon am 9. September schrieb der Dichter wieder, diesmal mit kräftigerem Zuge der Feder:

„Von ganzem Herzen drücke ich Ihre so edelmüthig dargereichte Hand in die meinige, Mein Schätzbarster Freund; alles unangenehme sey auf immer vergessen; Aufrichtigkeit, Billigkeit und gegenseitiges Zutrauen sey die Grundveste unsrer auf immer wiederhergestellten Freundschaft!

Ich bin Ihrer würdigen Gemahlin für die verbindliche Aufnahme meines Papiergeschenkes und für Ihre gütigen Gesinnungen gegen mich nicht wenig verbunden; es ist kein kleines Vergnügen für mich, sie als die dritte Person in unsrer freundschaftlichen Verbindung zu dencken; und Weimar ist nicht so weit von Leipzig entfernt, daß ich nicht Anspruch an das Glück machen könnte, sie persönlich kennen zu lernen, und mir einiges näheres Recht an die Achtung, womit sie mich unbekannter weise beehrt zu erwerben".

Doch auch das Geschäft verlangt sein Recht und Wieland, der sich wieder wohl fühlt, obgleich ihn die langsame Rückkehr seiner Kräfte daran erinnert, daß er „51 Jahre auf dem Rücken" hat, redet im Weiteren von dem, was ihm in Betreff seiner auserlesenen Gedichte erwünscht scheint. Derweilen ist von Reich dafür gesorgt worden, daß der Herbst-Meßkatalog den ersten und zweiten Band als bei Weidmanns Erben und Reich erschienen, und den dritten bis fünften Band als in Vorbereitung enthalten wird. Und wie somit alles im Interesse der erschienenen und weiter erscheinenden Bände Nöthige gethan ist, so kommt jetzt auch ein für den Dichter besonders wichtiger Gegenstand, das Honorar, zu Erledigung. Zuerst hatte Bertuch übernommen, die 181 Thlr. 8 Gr. (64 Dukaten), welche Wieland aus den zwei ersten Bänden der auserlesenen Gedichte zukamen, von Leipzig mitzubringen, da er aber vermuthlich mit seinen eigenen Angelegenheiten gerade genug wird zu thun haben, so bittet Wieland um Uebersendung durch Post. Wie gern erschiene er selbst einmal an der Pleisse! „Wenn ich", schreibt er, „bloß meinem Herzen folgen könnte, so würde ich Ihrem freundschaftlichen Wink zufolge schon in diesem Herbste kommen, den zwischen uns erneuerten Bund der Freundschaft durch altteutschen biedermännischen Handschlag zu bekräftigen, und mich an dem verjüngenden Anblick Ihres muntern und lange Dauer versprechenden Alters zu laben. Aber was diesmal nicht wohl sein kann, soll, wenn ich lebe, künftige Ostern unfehlbar geschehen".

Vielleicht hätte es damals dem alten Herrn besonders nahe gelegen, daß er dem weiter von Wieland geäußerten Wunsch, den Leipziger Freund und dessen Gattin „je bälder je lieber" in Weimar begrüßen zu können, nachkomme. Fritz Jacobi war von Düsseldorf zu Besuch bei dem Dichter und

dieser darf sich zu der Annahme für berechtigt halten, daß Reich, wie er schreibt, „einen im Schoße meiner Familie unter lauter unverfälschten Kindern der Natur zugebrachten Tag" nicht unter die verlornen rechnen werde. Reich aber hätte ein solcher Ausspann gewiß wohl gethan. Denn es fließt dem rüstigen Greis doch aus seiner geschäftlichen Thätigkeit mancher Aerger, und nicht allein von Seiten der Geschäftsverwandten. Aus einem Briefe Zimmermanns an Reich ergiebt sich, daß dieser gerade zu jener Zeit auch scharfe Klage über sein Verhältniß zur Theilhaberin an der Firma, der Mamsell Weidmann, muß geführt haben. Von Hannover aber kam darauf die Antwort: „Es thut mir innigst leyd, daß Sie in Streit und Verdruß leben. Werfen Sie, wenn nichts besseres zu hoffen ist, der Mamsell Weidmann ihren gantzen Buchhandel in die Schürtze, schaffen Sie sich alle Buchhändler vom Leibe, schicken Sie alle Nachdrucker zum Teufel, ziehen Sie auf Ihren Garten, um da Ihr mühseliges Leben in Ruhe zu schließen und alle Bücher, die Sie gedruckt haben, zu lesen. Wer so ruhmvoll aus dem thätigen Leben heraustritt, wie Sie heraustreten können, darf nicht bereuen, daß er nicht Scipio heißt; Sie haben nützlichere Dinge gethan als Scipio und Carl der fünfte und Ihre Einsamkeit wird den Deutschen ehrwürdiger seyn, als die Einsamkeit irgend eines Helden oder Schriftstellers".

Reich kam nicht. Statt seiner erschien — Ende September 1784 — der Postbote im Hause des gerade mit einigen Freunden auf einem Ausfluge nach Jena begriffenen Dichters und brachte außer 62½ Carolin und 1¼ Thlr. Münze für Druck- und Papierauslagen der zwei ersten Theile der auserlesenen Gedichte noch 64 Species-Dukaten als Honorar für dieselben. Reichs Begleitbrief sprach dann außer von Geschäft-

lichem noch davon, daß von ihm und Frau Luise ein Besuch in Weimar für den kommenden Winter in Aussicht genommen sei. „Seyen Sie versichert", antwortet darauf der Dichter, „daß der Tag Ihrer Ankunft ein festlicher Tag seyn wird".

Kaum waren seit dem Eingang dieses Briefes drei Wochen vergangen, als von der Ilm wieder ein Schreiben mit einem sehr beachtenswerthen Vorschlage eintraf.

„Ohne Zweifel", schreibt der Dichter, „sind Ihnen die erst kürzlich bey Treutel in Straßburg herausgekommenen oeuvres de Valentin Jameray Duval, precedées des Memoires sur sa vie avec figures, Tom. I und II bereits bekannt. Sie sind mir vor einigen Tagen zu Handen gekommen, und ich habe sie mehr verschlungen als gelesen.

Wenn uns die Eilfertigkeit der Uebersetzungsfabricanten nicht schon zuvorgekommen ist, so hätte ich große Lust eine recht gute Uebersetzung dieses Buches, unter Ihren Auspicien, zu besorgen. Es würde gewiß Ihres Verlages würdig seyn. In vielen Jahren ist, daß ich wüßte, kein allgemein interessanteres Lesebuch zum Vorschein gekommen als dieses".

Wieland erörtert dann weiter, in welcher Art der vorliegende Stoff am Besten verarbeitet werde, ob man Alles oder nur „den gemeingefälligsten Theil als Unterhaltungsbuch" übersetzen solle. In letzterem Fall würde dann ein neuer Titel sich wol empfehlen und der Dichter fügt gleich einen solchen zur Prüfung bei.

„Sie, Mein Freund", meint er, „können am besten beurtheilen, welches von beyden als speculation betrachtet, das zuträglichste seyn mag".

Wieland hat übrigens, sofern Reich auf den Gedanken eingeht, nur die Absicht, in zweiter Linie thätig bei der Arbeit einzugreifen. „Die Uebersetzung würde ich", fährt er fort,

„unter meinen Augen machen lassen und selbst die letzte Hand daran legen, weil ich das Buch so liebgewonnen habe, daß es mir unleidlich wäre, es schlecht übersetzt zu sehen. Ein ordinärer Uebersetzungs-Tagelöhner ist einer Arbeit dieser Art, welche große Sprachkenntnis und viel Geschmack voraussetzt, gar nicht gewachsen".

Umgehend nahm Reich den Vorschlag an, aber wie früher wünschte er auch in diesem Falle Wielands Bedingungen kennen zu lernen. Dieser zögerte dann ebenfalls nicht mit der Antwort, aber er hielt doch für klug, bevor er die Forderung stellte, für die Zahlung höheren Honorars das Gemüth des Leipziger Freundes empfänglich zu stimmen. Er möchte nicht Reichs Vertrauen mißbrauchen, aber er weiß auch, daß er auf seine Einsicht ebenso stark wie auf seine Gerechtigkeit zählen darf. „Die Fabriksübersetzer sind freylich sehr wohlfeil, wie ich höre, aber ihre Arbeit ist auch danach. Duvals Correspondenz mit Anastasie Socolof ist kein Werk eines Alltagsfabrikanten, der des Tages ein paar Bogen fertiget. Es wäre vielleicht leichter ein eignes gutes Werk zu machen, als etwas so gut zu übersetzen, daß es für ein Original gelten könnte". Da überdieß der Uebersetzer ein Mann ist, „den Teutschland mit der Zeit noch als einen seiner besten Köpfe kennen lernen wird" und Wieland, der versprochenermaßen die Oberaufsicht zu führen gedenkt, deshalb wol die dabei aufgewandte Zeit auch „in einigen, wiewohl sehr mäßigen Anschlag" bringen darf, so wird ein Carolin für den gedruckten Bogen gewiß nicht zu viel gefordert sein.

Reich war nicht dieser Ansicht, ein Carolin für einen Bogen dieser Uebersetzung erschien etwas viel, doch daß Wieland sehe, wie es dem Verleger Ernst mit der Angelegenheit sei, wanderte ein Exemplar des Duval nach Weimar, ebenso auch ein

Brief, welcher Reichs Bedenken nicht verschwieg, dabei aber dem Dichter, alter Gewohnheit gemäß, die endgiltige Bestimmung des Honorars zuwies. Wieland kam jedoch des Verlegers Bitte nicht nach, die eben erst wieder frisch geschlossene Freundschaft hatte ihn weich gestimmt und er schrieb: „Ihr Zutrauen ist mir eben werth als mir Ihre edelmüthige Sinnesart bekannt ist; ich wünsche das erstere immer zu verdienen und werde die letztere nie mißbrauchen. Machen Sie also diesmal Ihre Bedingungen selbst, vergessen Sie auf einen Augenblick unsere Freundschaft, betrachten Sie mich als einen Fremden, bestimmen Sie den Preis, den Sie für billig halten, und ich unterschreibe alles ohne Einwendung. Der Uebersetzer, den Sie (wenn wir das Vergnügen Ihres Besuches haben) in meinem Hause kennen lernen werden, ist ein so geschickter Mann, daß die Revision mir wenig Arbeit machen wird; er ist mein Freund, ich bin der Ihrige; Sie brauchen also hiebey auf mich keine Rücksicht zu nehmen:. kurz, sagen Sie Ihr letztes Wort et tout sera dit".

Man einigt sich auf ein Honorar von vier Thalern oder drei Thalern 16 Gr., — je nach dem noch nicht festgestellten Format — und der hofräthliche Schützling, den noch immer ein geheimnißvolles Dunkel umgiebt, beginnt die Uebersetzung, welcher durch Zugabe seines Namens mehreren Kredit zu verschaffen Wieland ausdrücklich versprochen hat. Schon liegen sechs Bogen druckfertig vor, da zeigt es sich, daß auch die Montagische Buchhandlung in Regensburg an einer Uebersetzung arbeitet. Ein ärgerlicher Zufall! Der Regensburger schreibt einen beweglichen Brief deshalb nach Weimar, zwischen hier und Leipzig kommt es dann zum Austausch der Meinungen und man beschließt, den Plan fallen zu lassen.

Daß Wieland doch nur ungern diese Uebersetzungsmöglichkeit

seinen Fingern entschwinden sah, darf angenommen werden. Er freilich, dem der Merkur und eben der dritte und vierte Theil der auserlesenen Gedichte — Oberon — hinlänglich zu thun gaben, bedurfte weiterer Beschäftigung nicht. Aber dem Unbekannten, der den Duval hatte übersetzen sollen, war nun Arbeit und Verdienst genommen, und wenn Wieland, indem er auf diese Uebersetzung verzichtete, an Reich die Bitte um andre Uebersetzerarbeit für seinen jungen Freund richtete, so wußte er genau, daß mit der Erfüllung dieser Bitte seinem eigenen Hausstand Erleichterung geschafft werde.

Seit 1779, wo der Dichter an Voß meldete, daß er „sechzehn Mäuler und Mägen zu versorgen" habe und Dank dem „ehrlichen Merkur" auch versorgen könne, waren fünf Jahre verflossen, in denen die Hofräthin einige Male Veranlassung fand, sich für kurze Zeit einem beschaulichen Leben zu widmen. Aus den sieben Kindern, von denen Voß erfuhr, waren 1782 neun geworden, wovon sechs, wie der Dichter an Gleim meldet, „zusammen genommen kaum zwanzig Jahre zählen". Im Jahr 1783 erschien der zehnte Sprößling, nicht allzulange nach diesem kam dann ein junger Mann nach Weimar, der des Hofraths älteste Tochter Sophie sehr begehrenswerth fand. Es war der 26jährige Karl Leonhard Reinhold, der dann als Bräutigam des sorgsamen Schwiegervaters Verwendung bei Reich veranlaßte.

Es ist begreiflich, daß Wieland, noch mehr als auf die Freundschaft seines Verlegers, sich auf seine eigenen Augen verließ. Und in der That hat er einige Monate später — December 1784 — gerade als durch den Verzicht der Montagischen Buchhandlung nochmals die Frage wegen Duval auftaucht, ein französisches Werk entdeckt, dessen Uebersetzung für den Schwiegersohn wie für den Leipziger Freund gleich

beachtenswerth erscheint. Duval wird endgiltig bei Seite gelegt, dafür aber wäre wol zu erwägen, „ob nicht mit der kürzlich in Paris angekündigten Bibliotheque universelle des Dames wovon heftweise, alle Jahre 24 Volum. in 8. jeder à 18 Bogen herauskommen soll, eine gemeinnüzliche Speculation zu machen wäre, wenn man dieses Werk für unsre teutschen Weiber und Töchter zuzurichten suchte. Vermuthlich könnte durch Weglassung alles dessen, was uns gar nicht, und durch Abkürzung mancher Artikel, die uns nur in tantum interessiren, dieses voluminose opus auf die Hälfte, oder auf noch weit weniger reduciert werden, und doch noch beträchtliche Zusätze erhalten. Alles käme darauf an, daß eine solche Unternehmung in geschickte Hände, und unter die Aufsicht eines das Ganze gehörig übersehenden und überhaupt der Sache gewachsenen Redacteurs käme. Immer habe ich eine Idee, daß etwas Gutes daraus gemacht werden könnte. Indessen läßt sich freylich, bis die ersten volumes des französ. Originals erschienen seyn werden, noch nichts genaues darüber projectieren, und ich habe Ihnen nur von der Sache schreiben wollen, um im allgemeinen zu hören, was Sie davon dencken, und ob Sie etwa zu einer solchen Entreprise die Hand zu bieten Lust hätten — wenn sie, ohne darin weniger dem Endzweck zu entsprechen, etwa auf 6 oder 8 Alphabet jährlich eingeschränkt werden könnte. Für die Güte der Ausführung wollte ich, wenn sie unter meiner Direction stünde, Bürge seyn. Auf allen Fall, liebster Reich, sehen Sie diesen Hint als einen in die Luft gesagten Einfall an, wenn Sie Bedenken tragen, oder sonst verhindert sind, Gebrauch davon zu machen; im entgegengesetzten Falle aber wäre vielleicht nicht undienlich, die Herren Confratres in Zeiten zu praeveniren, damit sich nicht Leute über eine solche Arbeit hermachen, die keinen an-

dern Litterarischen und Verlegerischen Beruf haben als Hunger und Gewinnsucht. Wercke dieser Art können für Teutschlands Aufklärung, Geschmack und Sitten nützlich oder schädlich werden, je nachdem sie in gute oder schlechte Hände fallen — und mich dünkt, dies gilt ganz vorzüglich von einer allgem. Damenbibliothek".

Während Wieland dem Leipziger Verleger diesen neuen Plan unterbreitet, vergißt er nebenbei nicht zu fragen, ob denn auch Wien mit einer hinlänglichen Anzahl von Exemplaren des ersten und zweiten Theils der auserlesenen Gedichte versehen sei. Als der Dichter noch selbst Verleger zu sein gemeint, schrieb Blumauer, daß in Wien sich gar bald hundert Exemplare würden debitiren lassen, und jetzt meldete ein andrer Freund, daß die Bücherliebhaber an der Donau großes Verlangen nach der neuen Ausgabe trügen. 12.7.84

Der Gedankensprung von Wien zum Büchernachdruck ist dann nicht groß. Und nun nimmt Wieland die Gelegenheit wahr, scharfe Klage über die Schleichdrucker zu führen, deren Unwesen eben seinen höchsten Punct erreicht zu haben scheint. Vom Kaiser, den „das Protestantische Deutschland so eilfertig zum Titus und Marc Aurel creirt" hat, „ist keine Remedur zu erwarten; er ließt weder den T. Merkur noch sonst etwas Literarisches und ist nichts weniger als ein Freund und Gönner der Gelehrten". Was bleibt jetzt, nachdem die vom Hamburger Campe „dem Kayser dedicirte Deduction gegen den Nachdruck keinen bessern Effect gehabt, als daß Joseph II drei Nachdrucker auf einmal privilegirt haben soll, zu thun übrig?"

Dieselbe Frage hatte vor sieben Jahren der Züricher Heidegger in einem vertraulichen Briefe aufgeworfen, als er sich gestehen mußte, daß weder Pütter, noch der eigene Eifer für die verletzten Rechte, noch selbst die besten kursächsischen Ver-

ordnungen dem Uebel steuern konnten. Und er hatte die Frage dahin beantwortet, daß nur Rache helfen könne. Ein praktisches Beispiel war gleich zur Hand. „Ein Erznachdrucker", schrieb der Züricher, „ist Fleischhauer in Reutlingen. Dieser hat Ihren Gellert complet, alle Wielandischen und uns Geßners Schriften nachgedruckt. Nun hat er ein Original, (die übersezung des Homers von Bodmer, die wirklich gut ist) unter der Presse. Würden Sie, und noch etwann zwei wackere Männer, wie Sie sind, nebst meiner Societät, sich nicht entschließen, diesen Homer dem Fleischhauer nachzudrucken? und ohne Rücksicht auf Gewinn um den halben Preis des Verlegers zu verkaufen? Die entreprise wäre für unser vier nicht groß, 750 exempl. könnten wir immer absetzen und dadurch würde der Hr. Verleger, der uns im Reich den Verkauf unseres Gellert, Geßner und Wieland ganz verdorben, soweit zurückgebracht, daß er und andre Nachdrucker sich besinnen würden, uns in Zukunft wieder nachzudrucken". Soweit der Züricher, der ja auch einmal die Absicht gehabt, den Agathon nachzudrucken, sofern Wieland und Jakobi die neue Auflage zur Ausgabe brachten, bevor ersterer seinen Verpflichtungen gegen Orell, Geßner und Comp. nachgekommen war.

Aehnlich Wieland. Er, der vor kurzem noch gerathen hatte, „daß die vornehmsten Buchhändler Teutschlands sich vereinigten, dem Kayser eine nachdrückliche Vorstellung und Bittschrift" in dieser Angelegenheit zu Füßen zu legen, wird jetzt ebenfalls kampflustig. Wußte er doch wie keiner neben ihm, was es hieß, ein beliebter Schriftsteller zu sein! Hatte ihm doch sein eigner Merkur den Beweis geliefert, wie eine geistvolle, feine Verhöhnung des Nachdrucks in Form einer Anzeige diesen selbst zu fördern vermochte! Die Ankündigung einer „Universalbibliothek", deren Hohn für jene Jahrzehnte nicht scharf genug war,

um gespürt zu werden, hatte die Universalbibliothek des Pragers Gerle hervorgerufen, und so ergötzlich es nun für den Eingeweihten war zu sehen, wie die anonymen Herausgeber der beiden Universalbibliotheken einander heftig schalten und wie jeder derselben versicherte, daß einer den andern zu noch billigeren Preisen nachdrucken werde: so enthüllte doch dieser Kampf, so gewiß er auch von der einen Seite nur Scheinkampf war, die Verkommenheit der literarischen Zustände allzusehr, um nicht endlich zu kräftigen Mitteln zu veranlassen.

„Wer sich selbst helfen kann", schreibt Wieland, „muß die Hände nicht in den Schoß legen und auf fremde Hülfe harren: und die Buchhändler, nehmlich alle die, welche der schaamlose Gerle und seine patriotischen Mitschuldigen auf eine so brutale Weise ausplündern wollen, können sich selbst helfen. Das Mittel ist zwar selbst ein Uebel, aber nothwendig. Es braucht nichts als zusammenzustehen, ein mäßiges Capital zusammenzuschießen, und dem Publico in vollem Ernst anzukündigen: daß sobald man sehen werde, daß aus der Gerleschen Entreprise Ernst werde, sie, die sämmtlichen Verleger, in Societät, und in Verbindung mit ihren Schriftstellern einen Nachdruck der angekündigten Encyclopaed. Bibliothek um 25 pct. wohlfeiler als Gerle selbst dem Publico anböten, welcher dem ungeachtet noch Vorzüge vor Gerle's seinem haben sollte. Ein solcher herzhafter Schritt würde die unfehlbare Folge haben, den Böhmischen Schurken entweder gänzlich abzuschrecken, oder, wenn er es auch darauf ankommen lassen wollte, so würde er gewiß keine Seide dabey spinnen. Die wider ihn vereinigte Buchhändler-Societät würde durch diese nothgedrungene Entreprise nur wenig verlieren, hingegen allem Vermuthen nach den wichtigen Gewinn dadurch erhalten, daß die Nachdrucker endlich die Hofnung aufgeben müßten, durch Unternehmungen,

wobey sie zuletzt selbst mitsamt dem Buchhandel ruinirt würden, fortun zu machen. Eine Confoederation von 40 oder 50 teutschen Buchhändlern von erstem und zweitem Rang sollte, dächte ich, mit dieser Räuberbande noch wohl fertig werden können — und da jetzt die Noth an Mann geht, und das Uebel ganz unerträglich wird: so ist auch zu hoffen, daß Ihre Herren Confratres, mit Beyseitigung aller sonstigen Eifersucht, Mißgunst und Privatvortheile, endlich einsehen (und dieser Einsicht gemäße Maasregeln nehmen) werden, daß sie schlechterdings nun für Einen Mann stehen müssen. Inzwischen soll auch der T. Merkur nicht gleichgültig dabei zusehen, wie Ihnen schon die nächsten Stücke zeigen werden". Wieland hielt Wort. Er erklärte sich bald darauf mit vieler Heftigkeit gegen den Nachdruck.

Inzwischen gab die Bearbeitung der „Bibliothèque universelle des Dames" Stoff zu weiterer eifriger Erwägung, nachdem Reich den Verlag des Werkes übernommen hatte. Es erschien durchaus nöthig, daß die einzelnen Hefte des Originals gleich nach ihrem Erscheinen in Weimar vorlagen, und zwar in zwei Exemplaren. Eines war für Wieland, das zweite für die beiden Bearbeiter. Der eine der letzteren hatte mittlerweile eine Anzeige an das Publicum aufgesetzt, die Wieland dem Freund in Leipzig Anfang Januar 1785 zur Durchsicht sendet. Und daß Reich die Anzeige nach ihrem wahren Werth zu schätzen vermöge, fügt Wieland die vertrauliche Bemerkung bei: „Sie ist aus der Feder desjenigen, der bey dieser Unternehmung mein vornehmstes Werkzeug seyn wird und der (wie ich Ihnen schon bey Gelegenheit der Oeuvres de Duval schrieb) einer der besten Köpfe ist, die mir je vorgekommen sind. Ich habe ihn durch

Bande einer unauflöslichen Freundschaft an mich gebunden; er wohnt bey mir und ich kann mich für die Güte alles dessen, was er arbeitet, verbürgen".

Die Lösung der Honorarfrage erschien nicht schwierig in einem Falle, wo es sich zunächst nur um einen Versuch handelte. „Bey einem Werke dieser Art, das vielleicht eine sehr lange Reihe von Bänden ausmachen kann, muß der Absatz des 1. Jahres, alles entscheiden. Ist er nicht ansehnlich genug, daß sowohl für den Gelehrten, der sich einer so mühsamen Arbeit unterzieht, ein leidliches Honorarium, als für den Verleger, der die ansehnlichen Auslagen übernimmt, ein verhältnismäßiger Vortheil herauskommt, so muß man es gleich bey den ersten vier Bänden bewenden lassen". Nach allem diesem durfte wol ein Carolin „kein übermäßiges Honorarium" genannt werden, doch erklärte sich Wieland, als er diese Forderung that, sehr bereit, die Honorarbestimmung bis zu der Zeit zu vertagen, wo sich die Lebensfähigkeit des Unternehmens konnte erwiesen haben. Reich seinerseits bewilligte bedingungslos den für den Bogen geforderten Carolin, und es war, nachdem man sich über die Art des Drucks geeinigt hatte, nur noch der Titel des Werkes endgiltig zu bestimmen: ein nicht unwichtiger Gegenstand bei einem Unternehmen, das seinen Erfolg auf die Gunst des schürzentragenden Geschlechtes bauen mußte. Der vielerfahrene Dichter der Musarion schlug die Bezeichnung „Damenbibliothek" vor. „Denn die Dames in der engeren Bedeutung lassen sich nicht gern unter die Rubrik Frauenzimmer stecken; und die übrigen mögen es wohl leiden, wenn sie (nach französischer Sitte) Damen gescholten werden. Hr. Adelung, dem ich ohnehin nichts zu Dank machen kann, wird verzeihen". Wielands Vorschlag gemäß fand auch dieser Punct seine Erledigung.

Mittlerweile wurden die Tage wieder länger, und wie der

Winter sich zum Abzug rüstete, erschien in einem Briefe des würdigen Verlegers zwischen Geschäftlichem die Bemerkung, daß ihn das Osterfest vermuthlich nach Jena und Weimar führen werde. Im Hause des Hofraths gab das Anlaß zu großer Freude, und die nächste Sendung, die von der Ilm an der Pleisse ankam, enthielt außer dem für die Bibliothek von Madame Reich bestimmten dritten und vierten Band der auserlesenen Gedichte, einen Brief, und in diesem die Bemerkung: „Auf Ihren versprochenen Osterbesuch freue ich mich herzl. und danke Ihnen im Voraus für das Vergnügen, so Sie mir und meinem ganzen Hause durch diesen Beweis Ihrer schäzbarsten Freundschaft geben wollen. Sie werden mich immer im Neste finden. Wäre es, ungeachtet es keines der kleinsten ist, nicht so vollgepfropft, wie Sie es finden werden, so würde ich nicht zugeben, daß Sie anderswo als vor meiner Thür abstiegen: so aber muß ich mich begnügen, wenn Sie mir wenigstens alle Zeit, die Sie in Weimar verweilen können, zu schenken die Güte haben wollen".

Aber Reich ist genöthigt, wie im Winter so auch jetzt den Plan unausgeführt zu lassen. Das Wetter ist abscheulich und nur der Kalender weiß von einem Frühlingsanfang. Philipp Erasmus meldet seinen Entschluß, nicht zu reisen, nach Weimar und von dort kommt Ende März die Antwort: „So erwünscht uns der Besuch war, den Sie mit ihrer Frau Gemahlin uns in bevorstehenden Ostern zugedacht hatten: so wäre es doch bey dieser anhaltenden und fast täglich zunehmenden Strenge der Witterung, wovon ich in meinem Leben kein Beyspiel weiß, mehr als indiscret von uns gewesen, wenn wir nicht selbst gewünscht hätten, daß Sie uns dieses Vergnügen in einer günstigern Jahreszeit schenken möchten. Wir würden es nur halb genossen haben, wenn es auf Ihrer Seite mit so vieler Unge-

mächlichkeit begleitet gewesen wäre. Um Pfingsten, so der Himmel will, wird doch diese Kamtschackische Witterung vorüber seyn, die uns hier dem Nord- oder Südpol um 20 Grade näher zu rücken scheint. Bis dahin also, Mein Schäzbarster Freund, wollen wir uns vertrösten, und verlassen uns darauf, daß Sie alsdann Ihre gütige Zusage erfüllen und uns einige Tage schenken werden, die der Freundschaft und dem Vergnügen heilig sein, und von mir und den meinigen unter die glücklichen unseres Lebens gezählt werden sollen".

Freilich bleibt die Ungunst der Witterung recht störend. Denn wäre der Freund zu Besuch von Leipzig herübergekommen, so fand sich passende Gelegenheit, ihm vertraulich eine für Wieland wichtige literarische Mittheilung zu machen. So blieb dem Hofrath nichts übrig, als sich einige Tage nach dem Abgang seines letzten Briefes wieder zu einem langen Schreiben zu entschließen. „Ich klopfe ein wenig oft an Ihrer Thür", meint er am 28. März, „aber da der Inhalt meines gegenwärtigen Ihnen wenigstens als Beweis meines unbeschränkten Vertrauens auf Ihren Charakter nicht gleichgültig seyn kann: so will ich Sie mit keiner Entschuldigung meiner anscheinenden Zudringlichkeit aufhalten. Die Sache ist folgende:

Ich wünsche, aus Beweggründen der besten Art, eine kleine Schrift, unter dem Titel: Briefwechsel zweyer Freunde über Hrn. Lavaters Glaubensbekenntnis, aber NB. mit Verschweigung meines Nahmens (woran mir aus mehreren Ursachen gelegen ist) sobald als möglich zum Druck befördert und überall verbreitet zu sehen. Zufällige Ursachen haben verursacht, daß diese Schrift vor 3 bis 4 Wochen schwerlich zum Druck fertig gemacht werden und also wohl nicht mehr auf die nächste Messe kommen kann. Leztern Falls wünschte ich also, daß sie wenigstens, unter obigem Titel, als eine bis zum nächsten

Johannis nachzuliefernde Schrift, in den Meß Catalogum käme.

Das Werkchen selbst wird, kl. 8. etwa 8 bis 10 Bogen ausfüllen. Dafür, daß es von einer Meisterhand und von einem Verfasser ist, dem es, ohne die geringste persönliche Abneigung gegen Hrn. L. blos um Wahrheit und gemeines Beste der Menschl. Gesellschaft in dieser Sache zu thun ist, dafür bin ich Ihnen mit allem Credit, den ich bey Ihnen zu haben wünsche, Bürge.

Es fragt sich also, l. Freund, ob Sie Lust hätten, Sich mit dem Verlag dieser kleinen Schrift zu befassen? Und im bejahenden Fall, ob Sie es für möglich halten, daß es, wenn Sie den Druck in Leipzig veranstalteten, noch wenigstens in der letzten Meßwoche fertig werden könnte, oder ob Sie lieber sähen, daß es erst auf Johannis geliefert würde — welches leztere mir selbst beynahe lieber wäre. Denn im erstern Falle müßte Ihnen das Manuscript stückweise zugeschickt werden.

Doch vielleicht walten auch bey Ihnen ähnliche Ursachen, warum Sie nicht als Verleger einer gegen den großen Propheten unserer Zeit gerichteten Schrift öffentlich erscheinen wollen. Ich weiß nicht wie weit Ihre Connexionen mit diesem wunderbaren, guten, aber bey aller seiner Güte durch seine immer zunehmende Schwärmerey sehr viel Unheil anrichtenden Mann, gehen mögen. Dies, l. Freund ist Ihre Sache. Sollten Sie also Bedenken tragen, meinen Antrag selbst anzunehmen, so fragte sich sodann: ob Sie, ohne Ihre Ungelegenheit, unter Ihren dortigen Hn. Confratribus, das mehrbesagte Werklein unterbringen könnten, so daß ich nicht selbst unmittelbar dabey zum Vorschein käme, sondern alles durch Ihre gütige Vermittelung ginge? Das Honorarium, welches der Verfasser auf 1 Louisdor bestimmt, wird vermuthlich keine Schwierigkeit machen".

Den Verlag des Schriftchens abzulehnen, war ein Grund nicht vorhanden. Umsoweniger, als sich im Laufe der Jahre das Verhältniß Reichs zu dem Züricher Diakonus gelockert hatte: vor drei Jahren erschienen auf dessen Soll und Haben, von der schweren Hand des Verlegers geschrieben, die letzten Zeichen geschäftlichen Verkehrs. Also nahm Reich den Vorschlag an, bewilligte das Honorar, aber das Manuscript blieb aus.

Dafür brachte der Mai den Tag der Hochzeit für Sophie Wieland und den jungen herzoglichen Rath Reinhold, und zu Anfang Juni ward auch des Verlegers Plan zur Wirklichkeit: Reich fährt mit der Gattin nach Jena, wo ihm der Professor Heinrich, später in unliebsamem Verhältniß zu Schiller, seit kurzem Schwager geworden ist. Von hier aus bittet er dann Wieland, selbst den Tag seines Besuches ihm bestimmen zu wollen.

Flugs setzt sich der Dichter zum Schreibtisch und antwortet: „Höchst willkommen ist mir und meinem Hause die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Jena, und mit der freundschaftlichsten Ungeduld sehen wir dem ersten Tage entgegen, den uns Ihre Güte schenken will, und dessen Ernennung Sie auf eine so verbindliche Art, von uns erwarten. Wir bedienen uns also ohne Ceremonie dieser Vergünstigung und bitten, daß es der nächstkommende Sontag, also der 12. huj. seyn möge! Dürfen wir, da wir doch einmal im Bitten sind, noch einen Wunsch äußern, so ist es der, daß Sie, Liebster Freund, Ihren neuen Herrn Schwager bewegen möchten, nebst seiner Gemahlin, Sie und die Ihrige, zu uns zu begleiten. Sie werden auch in meinem Hause ein nur um wenig Tage älteres Ehepaar antreffen und unser allseitiges Vergnügen wird dadurch um so vollständiger und vollkommener werden. Sind wir nur erst einmal beysammen, so wird sich dann das weitere schon

verabreden lassen. Da Sie aber vor Nacht wieder nach Jena zurückkehren wollen, so bitte ich um so angelegentlicher, Morgens bey guter Tageszeit auszureisen, wenigstens so frühe als man es den Damen nur immer zumuthen kann".

Am 12. Juni fuhren dann der alte Herr und Frau Luise hinüber nach Weimar, und es ward ein Tag voll reinen Vergnügens. Um die beiden Männer, die sich wieder einander so werth geworden, reihte sich, im gleichen Genusse des guten Augenblicks, eine Schaar Hausgenossen, von dem jüngsten Sprößling der Hofräthin bis zur ältesten Tochter, der jugendlichen Räthin, und bis zur ehrwürdigen Mutter des Dichters. Doch ward darüber auch das Geschäftliche nicht vergessen, denn der Verleger hatte fünfzig Dukaten mitgebracht; auch redete man wol von der Damen-Bibliothek, deren erster Band zur Herbstmesse erscheinen sollte, ebenso von der Streitschrift gegen Lavater, die immer noch unvollendet war. Aber, wer ihr Verfasser sei, blieb dem Leipziger Freund vorerst noch ein Geheimniß.

Elf Tage später schrieb dann Wieland nach Leipzig: „Empfangen Sie nochmals meinen und meines ganzen Hauses wärmsten Dank für den gütigen Besuch, wodurch Sie uns den 12. dieses Monats zu einem unvergeßlichen festlichen Tag gemacht haben. Sie konnten das Vergnügen, so Sie uns durch diesen Beweis Ihrer schätzbarsten Freundschaft machten, und die ungeheuchelten Empfindungen der Hochschätzung und herzlichen Zuneigung, welche Sie und Ihre vortrefliche Gemahlin uns einflößten, in unser aller Gesichtern lesen; diese Gesinnungen waren das einzige womit wir Sie regalieren konnten, und die Zufriedenheit, so Sie darüber in Ihrer verbindlichen Zuschrift vom 16. dieses ausdrücken, macht unsre Freude vollkommen, indem sie zugleich unsern Dank für Ihre

nachsichtvolle Güte erhöhet. Es ist kein Compliment, Mein bester Reich, sondern reines wahres Gefühl meines Herzens, wenn ich Ihnen sage, daß die Freude, Sie nach ganzen vierzehn Jahren, so unverändert, so wohl, munter und kräftig, wiederzusehen und als meinen Freund mitten unter allem was mir das liebste ist, wiederzusehen, diesen Tag zu einem der frohesten meines Lebens gemacht hat.

Hoffentlich sind Sie, von unsern zärtlichsten Wünschen begleitet, nun wieder glücklich und wohlbehalten zu Hause gekommen, und die guten Folgen, welche Ihre Excursion und Unterbrechung der gewöhnl. Geschäfte und Anstrengungen für Ihre Gesundheit haben wird, werden Ihnen Lust machen, künftig öfters dergl. kleine Reisen vorzunehmen; und so schmeicheln wir uns mit dem Gedanken, Sie noch vielmals und nicht bloß auf so kurze Zeit bey uns zu sehen".

Die geheimnißvollen Briefe gegen Lavater, deren Vollendung im März nicht genug beeilt werden konnte, waren Anfang August noch nicht druckfertig. Freilich, gut Ding muß Weile haben, und die kleine Schrift, als deren Verfasser jetzt der Schwiegersohn Reinhold erscheint, ist, sofern Wieland „nicht zu partheyisch" urtheilt, „meisterhaft gedacht und geschrieben". Nur werden diese Briefe, fährt Wieland fort, fürchte ich, „in der dortigen Censur, die in Sachen, wo Theologie und Religion Antheil hat, um 100 Jahre hinter unsrer Zeit zurück ist, nicht uncastriert durchkommen; denn, wiewohl sie nichts als Wahrheit und auch die Wahrheit, deren Glanz die Eulen und Nachtraben nicht ertragen können, mit großer Feinheit und allen möglichen menagemens sagen, so sind sie doch mit einer

gewissen philosophischen Geistes-Freyheit geschrieben, woran die Orthodoxie der dortigen Theolog. Facultät gar leicht Aergerniß nehmen könnte. Ausstreichen oder Verändern lasse ich kein Wort: also, was Raths, liebster Reich? Wäre es nicht am besten, das Werklein ohne Nahmen der Verlagshandlung und des Druckorts drucken zu lassen? Und können Sie Sich dazu entschließen? — Es ist ein rechtes Elend um das alberne Censur-Wesen! Wo sollte die Freyheit der Presse größer sein als an einem Ort wie Leipzig? dem Hauptsitz des deutschen Buchhandels"? Vier Jahre später klagt Schiller seinem Verleger Göschen gegenüber in ähnlicher Weise über die Leipziger Censur.

Endlich, Mitte August, kam der Schluß der „Herzenserleichterungen" — diesen Titel sollte die Reinholdsche Schrift führen — in Leipzig an. Der Druck konnte nun gefördert werden, während Mauke in Jena sein Bestes in Sachen der Damenbibliothek versprochen hatte. Wenn nur ein tückischer Gott nicht den Papiermacher hinderte, den nöthigen Stoff zu liefern! So vergehen kostbare Tage mit Warten und wie das Papier dann endlich am 1. September in Jena ankommt, ist es „so grau, daß es ein Elend ist".

Aber das Alles darf nicht irren, der Druck beginnt und es wird jetzt hohe Zeit, einen noch nicht erörterten Hauptpunct zu erledigen: in welcher Weise Wielands Name mit der Damenbibliothek in Verbindung gebracht werden soll. Vielleicht daß der Dichter geradezu sich als Herausgeber nenne? Zweifellos würde der Name des Mannes, der mit den Musen und Grazien schon seit geraumer Zeit auf vertrautestem Fuße stand, sofern er jetzt auf dem Titelblatt als Herausgeber genannt ward, von anziehender Wirkung sein. Aber dieser Gedanke hat Wielands Beifall nicht. „Sie fühlen dieses", schreibt er Anfangs September an Reich, „sobald Sie sich an meinen Platz

setzen, selbst, und es ist überflüssig, einem Mann von Ihrer feinen Empfindung etwas darüber zu sagen.

Ich dächte also es wäre, zu der Absicht dem Wercke vor der Hand, und bis es sich selbst empfehlen kann, eine Art von Empfehlung bey unserm weiblichen Publico, für welches es doch eigentlich bestimmt ist, zu verschaffen, hinlänglich, wenn der Titel so lautete: „Allgemeine Damen-Bibliothek, aus dem französischen Werke dieses Nahmens übersetzt, und für deutsche Leserinnen bearbeitet. Mit einer Vorrede des Hn. Hofrath Wieland in Weimar".

In dieser Vorrede würde ich mich über die Beschaffenheit des Werkes sowohl als über die Aufsicht, wozu ich mich anheischig gemacht, hinlänglich erklären, und daran würden, wahrscheinlicher Weise, diejenigen, die, wenn ich so sagen darf, an meinen Nahmen glauben, genug haben. Mich ausdrücklich auf dem Titel als Herausgeber oder Aufseher anzukündigen, hat, zumal in diesem Falle, etwas für mich auffallendes und meine Bescheidenheit beleidigendes; überdies kenne ich aus langer Erfahrung die seltsame Art oder Unart unseres Publicums in Dingen dieser Art schief zu sehen und quid pro quo zu setzen; in kurzem würde man überall so von diesem Buche sprechen, als ob es mein Werk wäre, und viele würden mich sogar dafür responsabel machen, daß es nicht so geschrieben sey wie meine eigenen Wercke".

Der Dichter ist trotz seiner 52 Jahre unermüdlich. Eben, wo ihm außer dem Merkur, die Damenbibliothek, die auserlesenen Gedichte und die kleineren prosaischen Schriften mancherlei Arbeit verursachen, findet er noch Zeit genug zu einem neuen Antrage. Er möchte nämlich auf Ostern 1786 gewissermaßen, „als Pendant zu den ao 1782 auf Kosten der Dessauischen Verlags-Cassa herausgekommenen Briefe des

Horaz", die Satiren desselben Dichters in metrischer Uebersetzung mit Commentarien herausgeben. „Ungeachtet die V. C. das Manuscript der Briefe sehr gut bezahlt hat (wenigstens nach dem gewöhnlichen Maßstab zu rechnen)", so bestimmen doch Wieland entscheidende Gründe, sich für die Folge von jener Firma fern zu halten, um so mehr, als die Verlagscasse, laut dem an Reich zur Einsicht gesandten Vertrag, ein Vorzugsrecht auf die Satiren nicht hat. Ja, selbst für die horazischen Briefe bindet der Vertrag den Uebersetzer nur auf fünf Jahre, und denkt daher Wieland ferner an eine zweite Auflage, die jedoch frühstens zur Ostermesse 1787 erscheinen soll. Wieland ist sonach „vollständig frey nach dieser Seite, und der Verleger sowohl der Satyren als der neuen Ausgabe der Briefe kann dieser wegen in keinerley oder andre Unannehmlichkeiten mit der Verlagscasse kommen". Diese hat sich zwar im Contract auf allen Fall, daß die erste Auflage à 2000 Exempl. vor Verfluß der stipulierten 5 Jahre vergriffen würde, das Recht ausbedungen, auf ihren risico und gegen ein Honorar à 1 Louisdor pr. Bogen eine zweite Auflage zu machen: allein es ist keine Gefahr, daß sie dieses Recht valiren machen werde", da Wieland zuverlässig weiß, „daß sie dato in vier Ostermessen kaum die Hälfte abgesetzt hat, welches kein Wunder ist, da ihre Einrichtung und Anstalt zum Debit so schlecht ist", daß die horazischen Briefe „unter die raren Bücher gehören und nirgends zu haben sind". Wieland verlangt im Weiteren für die Satiren des Horaz (36—40 Octavbogen) 150 Dukaten, zu gleichen Theilen zahlbar in der Neujahrs=, Oster= und Michaelismesse 1786; dem Verleger wird dann auch die zweite Auflage der horazischen Briefe für ein Honorar von fünfzig Dukaten, „jedoch unter dem Bedinge, daß diese neue Ausgabe aufs bäldeste, erst zur Ostermesse 1787 stattfinden könne", zugesagt.

Reich ist mit diesen Vorschlägen einverstanden. Doch, sollten die Satiren nicht vielleicht Einiges enthalten, was in den Augen hochverordneter Censur Anstoß erregen könnte, und wäre es dann nicht besser, Firma und Verlagsort auf dem Titel ganz wegzulassen? Wieland aber hält dieses Auskunftsmittel für unnöthig „da in Horazens Satyren schwehrlich etwas vorkommen wird, das Ihre dortige orthodoxe Censur ärgern könnte, denn die 2. Satyre, die bekanntlich eine defension der s. v. Hurerey gegen den Ehebruch ist, kann per se nicht übersetzt noch commentirt werden".

Unterdessen naht die Herbstmesse und mit ihr die Zeit erhöhter Thätigkeit. Jetzt schlägt Reich auch das Conto Wielands auf, schon ist eine neue Seite zur Hälfte gefüllt, und schon im März hat die Hand eines Bedienten des Hofraths Soll und Haben nach den Regeln des Geschäftes und mit zierlichem Schnörkel zum Abschluß gebracht. Und damit dem Soll, in welchem sich seitdem erkleckliche Posten ansammelten, in dem Haben das gebührende Gegengewicht erwachse, so bucht das Haupt der Firma jetzt die neuen Honorare für die 12½ Bogen von Reinholds Herzenserleichterung (62½ Thlr.), für den sechsten Band der auserlesenen Gedichte (51 Thlr.), für den ersten Band der kleineren prosaischen Schriften (119 Thlr.), den ersten Theil der Damenbibliothek (138 Thlr.) und die Satiren des Horaz (425 Thaler). Er hält es dabei für unnöthig die festgesetzten Theilzahlungen einzuhalten, und es erscheint daher auf Wielands Soll der beträchtliche Posten von 540 Thalern 14½ Groschen, welche die Post Mitte October nach Weimar befördert. Jetzt schließt Philipp Erasmus des Dichters Soll und Haben mit 795 Thalern 12 Groschen ab, weniger zierlich als der Bediente.

Aber während Wieland seinem „lieben Großschatzmeister"

bei Erblickung des gewichtigen Paquetes für den neuen Beweis der Großmuth zu danken hat, steigt an der Pleisse ein Donnerwetter auf, welches, durch gefällige Vermittelung reitender Post, zur Ilm gelangt und allda am 21. October einschlägt.

Der Druck der Damenbibliothek hatte sich aus bekannten Ursachen längere Zeit hinausgezogen, jetzt, wo das Papier angekommen war, gingen, wie der Dichter an Reich mit Befriedigung meldet, Satz und Druck Tag und Nacht. Endlich, am 10. October, konnten die Exemplare verpackt und nach Leipzig gesandt werden. Gleich nach ihrer Ankunft an der Pleisse hatte dann Reich das Buch zur Hand genommen, ebenso war es von einigen Freundinnen des Hauses, in diesem Fall zweifellos sehr beachtenswerthen Richtern, genauer durchgesehen worden. Und da fand sich Stoff zu manch bitterm Tadel. Nicht allein, daß der Papiermacher seine Schuldigkeit nicht gethan hatte — darüber war schon vor fünf Wochen Klage geführt — sondern auch Mauken traf der Vorwurf, das Buch schlecht gedruckt zu haben. Und war nicht der Hofrath seiner Zeit derjenige gewesen, der die Jenaer Druckerei so besonders empfohlen hatte? Aber auch davon abgesehen, hatten der Dichter und sein Schwiegersohn nicht ihre Pflicht arg vernachlässigt, als sie bei der Durchsicht der Correcturen so viele Fehler stehen ließen? Denn der Verleger durfte den beurtheilenden Freundinnen trauen, und diese hatten sich sehr ungünstig ausgesprochen, ja, ihren düstern Andeutungen nach war das Buch sogar „eckelhaft zu lesen".

Also griff Reich wieder einmal zur Feder, und zornig schrieb er, wie es ihm ums Herz war. Die Herausgeber der Damenbibliothek mochten seine Verstimmung immerhin bemerken, vielleicht entnahmen sie daraus eine heilsame Lehre für die Zukunft.

Wir lächeln, wenn wir heute das Buch betrachten, welches im Begriffe war, das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller aufs Neue zu gefährden. Wol ist das Papier grau, wol fehlt den Lettern die erwünschte Schärfe, vielleicht auch, daß eine erneute Jagd auf Druckfehler recht ergiebig wäre: aber es will uns doch bedünken, als hätten unsere Urgroßmütter, sofern sie den zwietrachtsäenden Band durchblätterten, nicht so sehr über Druck, Papier und Druckfehler zu klagen gehabt, als über die doctrinäre Art der Behandlung. Auch in jenen weniger anspruchsvollen Tagen mochte man bei aller Anerkennung des guten Willens, doch diese Capitel aus der Erd- und Völkerkunde, aus der Geschichte allzutrocken finden, doppelt, wo der Name eines gefeierten Dichters auf dem Titelblatte prangte und zu ganz besonderen Erwartungen berechtigte. In der That hat auch die Damenbibliothek nicht erfüllt, was Herausgeber und Verleger von ihr hofften, so daß sie schon nach wenigen Jahren mit dem sechsten Band ihr Ende erreichte.

Es ist bezeichnend, daß den greisen Geschäftsmann diese rein äußerlichen Unfälle in heftige Wallung versetzen. Ihn, der an Wieland, den Nachdrucker, ernst aber gemäßigt geschrieben hatte, bringen einige Druckfehler und eingebildete Uebelstände außer Fassung. Und es ist ebenso bezeichnend, daß sich diesesmal der Dichter die gute Laune nicht eigentlich verderben läßt; obgleich er umgehend antwortet, soll ihm der Freund die Vorwürfe nicht entgelten. Wieland schreibt:

„Ihr Brief vom 19. hat mir den Verdruß, worin er geschrieben ist, à douple et triple carillon mitgetheilt. Ich sehe nur zu wohl, was Sie zu Anfang und Ende desselben sagen, daß er den äußern Drang und Wärme verräth, worin er geschrieben ist; ich kenne auch Ihre Hitze, mein alter Freund,

die eine so unzertrennliche Gefährtin Ihrer besten und schätzbarsten Eigenschaften ist, daß es an Ihren Freunden Unsinn wäre, wenn sie sich dadurch beleidigt finden wollten. Bey einem guten warmen Feuer läßt sich ja wohl ein wenig Rauch vertragen. Alles dies ist bey mir à peu près eben so. Wir wollen Geduld mit einander haben, Mein Bester! Mein Herz ist mein Zeuge, daß ich Sie, um Ihres Charakters und Persönlichen Werthes und nicht um Ihrer schönen Ducaten willen liebe: Ducaten und Louisdor's finde ich zur Noth für meine Arbeit auch bey andern: aber ein Herz wie das Ihrige, eine Zuverlässigkeit und Bravheit und Wärme und Energie der Seele wie die Ihrige findet sich selten in dieser Welt: und dies ists warum ich Ihnen aus dem Grunde der Meinigen, seit unsrer letzten Entrevue eine Freundschaft und ein Attachement geschworen habe, die nur mit meinem Leben endigen sollen".

Und nun zeigt der Dichter dem Verleger, wie er unrecht hat. Empfahl nicht Reich selbst seiner Zeit den Drucker, den er heute so übel behandelt und nur als Schützling Wielands gelten lassen möchte? Nicht minder unbegründet sind die weiteren Vorwürfe. Die Durchsicht der Druckbogen wurde von Wieland und Reinhold nach Kräften genau besorgt, und die Freundinnen Reichs, die behaupteten, die Damenbibliothek wimmle von Druckfehlern auf allen Seiten dergestalt, daß sie „eckelhaft zu lesen" sei, und die Reich zu dem scharfen Worte verleiteten: „solche Sudeleyen kann ich mir nicht gefallen lassen": diese Freundinnen, „haben die Sache sehr übertrieben, um das gelindeste davon zu sagen".

„Auch Ich, fährt Wieland fort, kann mit großer Wahrheit sagen: Dies Vorspiel ist mir von keiner guten Bedeutung. — Mir ist herzlich leid, daß ich Sie und mich in der besten Ab-

sicht von der Welt in diese Entreprise engagiert habe, die mir, in sehr verschiedenen Rücksichten schon mehr Verdruß gemacht hat, als recht ist. Aber es ist nun einmal geschehen; wenn wir allwissend wären, so wären wir, Sie kein Buchhändler und ich kein Autor, sondern wir lebten (wie es im Liede heißt) entfernt vom Erdengetümmel

das selige Leben der Götter im Himmel".

Aber trotz allem Humor schreibt sich der Dichter doch in ein leichtes Mißbehagen hinein. Daß der unerquickliche Handel auch gerade jetzt sich ereignen muß, wo die Satiren des Horaz gedruckt werden sollen! Die Wahl des Druckorts ist dadurch schwieriger geworden, soll man Weimar, Erfurt oder vielleicht doch Jena wählen? Und wird denn nach solchen Erfahrungen ein zweiter Band der unglückseligen Damenbibliothek überhaupt erscheinen? Reichlicher Stoff zu weiterer Erörterung, die nur halbversteckt da und dort eine zarte Spitze gegen den Leipziger Verleger kehrt.

„Und so, Mein Bester", schließt Wieland, „wäre denn auch diese Herzenserleichterung vorbey. Sie sind ein zu edler Mann, als daß meine Freymüthigkeit Sie beleidigen sollte. Ich sehe mich genöthiget, Ihnen über alle diese Dinge, ganz frey von der Brust weg zu sprechen, und ich hoffe Sie werden finden, daß ich, ohne Hitze und Uebertreibung, mit Grund und nach Nothdurft der Sache geschrieben habe. Gott weiß, daß ich Sie wie meinen Bruder liebe, und daß ich jeden Verdruß, der Ihnen aus Gelegenheit Ihrer Connexion mit mir zuwachsen kann, dreyfach fühle. Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit, Ihr Leben, sind mir wie meine eigenen. Lassen Sie uns also unsre Angelegenheiten, so viel nur immer möglich, ohne Hitze und wie Freunden, Brüdern und weisen Männern (denn das sollen wir doch beyde unsern Geburtsjahren nach seyn) zukommt, mit

einander arrangieren, — und haben wir alles gethan, was wir konnten, so wollen wir uns weder von Freundinnen noch Freunden den Kopf warm machen lassen, und wenn etwas Menschliches begegnet, das Loos der Menschheit auch gelassen und gemeinschaftlich mit einander tragen".

Hiermit war der Sturm vorbei, ohne den üblichen Landregen der Verstimmung im Gefolge zu haben. Die nächsten Briefe zeigen wieder den alten Eifer, und wie das Ehepaar Reich Ende October nach Jena hinüberfährt, weil die Schwägerin schwer erkrankt ist, so weiß der Dichter den Freund nur ungern so nahe, ohne ihn sehen zu können. Aber es fehlt ihm an Zeit, dann aber fürchtet er auch zu stören, da die Professorin zwar mittlerweile genesen, aber doch immer noch sehr entkräftet ist.

Der Winter kommt, doch das alte Jahr ist noch nicht ganz zur Neige gegangen, und der Dichter hat neuen Anlaß zu gerührter Stimmung. Am ersten Weihnachtsfeiertag packt der alte Reich fünfzig Dukaten ein und sendet sie mit der Post nach Weimar. Dafür erscheint von dort nach einigen Tagen folgender Brief:

„Ich saß diesen Mittag mit einem Theile meiner Familie noch bey Tische und ließ mir, vergnügt mit dem was da war und den gesunden und gutherzigen Gesichtern der Meinigen, nichts weniger als einen goldenen Nachtisch träumen, als mir unversehens Ihre gütige Zuschrift vom 25. huj. nebst den auf künftige Abrechnung überschickten 50 Ducaten überbracht wurde. Es ist nun einmal Ihre eigene Weise, Edler Freund, alles auf die liberalste und verbindlichste Weise zu machen; und gewiß

Sie irren sich nicht, wenn Sie glauben, daß ich ein Herz habe, das das Ihrige versteht und seine Gesinnung zu schätzen und zu theilen weiß".

So schließt das Jahr mit erfreulichem Gleichklang der Seelen und einem neuen Posten auf dem Soll des Dichters. —

Das folgende Jahr hat von Briefen Wielands nichts auf uns gebracht, aber Hauptbuch und Druckrechnungen zeigen, daß die Verbindung zwischen Weimar und Leipzig eifrig gepflogen ward. Mauke in Jena druckte den zweiten Theil der kleineren prosaischen Schriften, den zweiten und dritten Band der Damenbibliothek, die Satiren des Horaz und den siebenten Band der auserlesenen Gedichte; dieselben Posten finden sich auch auf dem Haben des Dichters. Das Honorar für die Satiren des Horaz war schon im alten Jahr gezahlt worden; jetzt erschienen, um verrechnet zu werden, die zwei neuen Bände der Damenbibliothek mit zusammen 306 Thalern, 144½ Thaler für den zweiten Theil der Neuen prosaischen Schriften und 90 Thaler 16 Gr. für den siebenten Band der auserlesenen Gedichte. Wie dann das Jahr zu Ende geht, haben sich auch auf des Dichters Soll wieder zahlreiche Posten eingefunden, Geld und Bücher, und der Bediente darf nun aufs Neue seine bewährte Kunstfertigkeit zeigen. Er schließt die zweite Seite ab und beginnt die dritte, Reichs derbe Hand kommt gleich hinterdrein und bucht 600 Thaler (100 Louisneufs) welche die Post als vorläufige Abschlagszahlung für später zu Lieferndes nach Weimar befördert hat.

Mittlerweile hat Wieland die Uebersetzung des Lucian begonnen, ein stattliches Werk, das ihm selbst ab und zu des Verlegers wegen Sorgen bereitet. Denn die Herstellungskosten sind nicht unbedeutend, während der Absatz immerhin ungewiß ist. So wenig der Dichter sich zu anderer Zeit verhehlt hat,

daß das Sammeln von Subscribenten durch allzuvielen Mißbrauch eine berufene Maßregel geworden sei, so möchte er dem Verleger doch zu ähnlichem Versuche rathen „um sich auf diesem Wege wenigstens den Schaden sicher zu stellen. Denn das Werk kann doch, da es wahrscheinlich immer seine neun Alphabete betragen wird, nicht anders als ziemlich theuer im Preise werden, und Nachdruck ist also immer eine sehr mögliche Sache".

Aber noch ein zweites Werk beschäftigt jetzt Wieland: die Briefe des Horaz. Mit dem Jahr 1787 endigte der mit der Dessauer Verlagscasse geschlossene Vertrag, und wenn der Dichter schon früher die Absicht kundgethan hatte, das Verhältniß nach dieser Seite zu lösen, so war er jetzt offen genug zu gestehen, daß er gelegentlich seiner Mittheilungen über das empfangene Honorar doch nicht völlig die Wahrheit gesagt hatte. Er mußte nun selbst schmerzlich fühlen, wie jene Anstalt, von der sich die gelehrte Welt so viel versprochen hatte, weniger hielt als nichts, und wie die Träume einer Klopstockschen Gelehrtenrepublik auf dem Gebiete des Buchhandels in bedenklicher Weise zu Wasser wurden. „Die Verlagscasse hat mir", so schreibt Wieland im Januar 1787 an Reich, „für meine horazischen Briefe (ein Werk, woran ich mit dem mühsamsten Fleiße ein ganzes Jahr gearbeitet) zwar 500 rthlr. Honorarium accordiert; allein ich habe hiervon keinen Heller baares Geld, sondern die ganze Summe blos in Actien, d. i. in Papier, wofür mir schon lange niemand nur 10 pr. Cent zu geben Lust hat, empfangen. Diese angebliche Zahlung an mich ist also eine bloße mercantilische Fiction; es ist dadurch kein Groschen aus der Verlags-Casse in meinen Beutel gegangen".

Die Verlagscasse aber hat von den 2000 Exemplaren der ersten Auflage 1300 Exemplare abgesetzt; es erwuchs ihr hier-

aus nicht allein die Deckung der Kosten, sondern auch ein ansehnlicher Gewinn, von welchem freilich der mit Actien abgespeiste Dichter nichts zu erwarten hat. Und doch redet sie jetzt, wo sie von Wielands Plänen erfährt, von „Unbilligkeit, unedler Denkungsart und Bedrückung“? Sie, die doch allein das Geschäft gemacht hat, während sie dem Uebersetzer nichts gab als „Papiermünze, die schon lange nichts mehr als Nußschalen werth ist“.

„Dieß ist“, fährt Wieland fort, „die wahre Lage der Sache; und sie ist, denke ich, so beschaffen, daß ich nicht nur Sr. Durchlaucht den Fürsten von Dessau, sondern den ganzen Reichsfürsten-Rath zu Regensburg und die ganze ehrbare Welt zu Richtern zwischen mir und der Verlags-Casse machen könnte, wenn es hier noch eines Richters bedürfte“.

Der Streit zwischen Dessau, Leipzig und Weimar dauerte noch einige Zeit. Die Verlags-Casse möchte noch ihre 700 Exemplare vor Ablauf des Vertrags an Reich verkaufen, nicht minder rechnet Wieland auf das Erscheinen des 1. April, der ihm seine Freiheit wiedergiebt. Reich aber hat wenig Lust zu einem Geschäfte, das doch nicht ohne Bedenken ist. Endlich kommen Leipzig und Weimar überein, daß man die Restauflage den Dessauern abkaufen, jedoch von der Kaufsumme den Betrag von „Einhundert Thalern Leipziger Courant“ als Entschädigung für Wieland abziehen soll.

Statt der erwarteten Annahme solch billigen Vorschlags aber kam von Dessau „eine impertinente Epistel“, die den Dichter sehr in Harnisch brachte. Die Verlagscasse hat ihn um die horazischen Episteln, die unstreitig eines seiner besten Werke sind, und um 100 Louisdors aus seinem Beutel, also in summa um 200 Louisdors gebracht, und jetzt will der Schuft von Geschäftsführer ihm noch lose Reden geben! Unerhört! Jetzt

kann von einer Entschädigung gar keine Rede mehr sein, Wieland verzichtet darauf. Reich aber soll seine „Delicatesse“ gegen die Verlagscasse nicht zu weit treiben und die zweite Auflage drucken.

„Mündlich“, fährt der Dichter fort, „will ich Ihnen einmal sagen, wie es zugegangen, daß ich mich um die 1000 Thaler, die ich bey diesem sinnlosen Institut verliere, habe prellen lassen. Der Fürst v. D. hat nicht sehr königlich in dieser Sache gehandelt und ich fürchte mich vor niemand weniger als vor ihm. Dermalen ists den Dessauern bloß darum zu thun, noch etwas für ihre einheimischen Creditoren herauszubringen: ich und die übrigen auswärtigen Actionairs haben keinen Heller zu erwarten: und ich glaubte 20 Louisdors an dem Handel zu gewinnen, wenn mir jemand 100 rthlr. um meine 10 Actien gäbe“.

So geht der Streit noch kurze Zeit hin und her, wieder wird der Gedanken an eine Entschädigung aufgenommen, bis dann Wieland Ende Januar ärgerlich ausruft: „Kein Wort mehr von den leidigen Dessauern! Weil der Knoten nun doch einmal durch einen Schnitt aufgelöst seyn muß, so stehe ich von der geforderten Entschädigung ab, und Ihnen, liebster Reich, cediere ich, wie schon gesagt mit Vergnügen mein Recht an eine neue Auflage der Horaz. Briefe auf so viele Jahre als Sie gutfinden“. —

Der beginnende Frühling erweckte auch in dem Comptoir des ehrwürdigen Leipziger Hauses die Reiselust; war man vor einigen Jahren einmal in Hannover bei Zimmermann und in Dresden, so sollte heuer, wo Philipp Erasmus sein siebzigstes Jahr vollendete, der Reisewagen im Juni für kurze Zeit an der Ilm anhalten. Aber die Umstände wollen einen Aufschub, und Reich meldet „mitten im Getümmel und Wirbel der Meß-

geschäfte", daß er zunächst nach Göttingen gehe, wo dann auch Heyne besucht werden wird. Von da sollte sich die Reise nach Süden wenden, um in Wilhelmsbad die angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Der Rückweg aber werde gewiß über Weimar genommen werden. So unangenehm auch dem Dichter diese Verzögerung erscheinen mag, so bleibt doch der muntere Ton erfreulich, der sich durch des greisen Freundes Briefchen zieht. Ebenso wäre „unbillig, dieses Vergnügen einem so alten und verehrungswürdigen Freunde als Hr. Hofrath Heyne ist, zu mißgönnen. Unsere besten Wünsche", schließt Wieland seine Antwort, „sollen Sie also zu ihm begleiten, und wir wollen uns indessen an der Hoffnung laben, Sie auf Ihrer Rückreise aus dem Wilhelmsbade bey uns zu sehen, und unsre Augen und Herzen an dem Anblick Ihres kraftvollen und an Thätigkeit und Feuer selbst die Jünglinge dieser Zeit beschämenden Alters zu erfreuen". Sie werden auf dieser Reise überall zu Freunden kommen, aber gewiß zu keiner Familie, von deren sämmtlichen zahlreichen Gliedern, Alten und Jungen, Sie herzlicher und aufrichtiger geliebt werden könnten als von der meinigen". Und daran knüpft der Dichter noch einen Auftrag an Heyne in Göttingen in Betreff der neuen englischen Uebersetzung des Lucian von Carr. „Wenn sie nicht etwa schon angelangt oder unterwegs ist, so will ich Sie lieber bitten, sich weiter keine Mühe deßhalb zu geben und es mir zu überlassen, mir solche durch Vermittelung des Herrn von Archenholz in Hamburg zu verschaffen, der dazu immer Gelegenheit hat".

Endlich erscheint der Sommertag, an dem der alte Herr mit der Gattin zur Reise sich aufmacht. Göttingen wird besucht, dann in Wilhelmsbad, dem Plan gemäß, längere Zeit gerastet. Von hier schreibt Reich an Johannes Müller, der

seit anderthalb Jahren in Diensten des Mainzer Kurfürsten steht. Wie erfreulich wäre es, wenn sich eine Zusammenkunft von Schriftsteller und Verleger ermöglichen ließe! Müllers Antwort aber läßt ungewiß, ob und wie sich ein solcher Plan verwirklichen läßt. Denn der Historiker ist doch in mancher Beziehung gefesselt; in einigen Tagen fährt der Kurfürst nach Aschaffenburg hinüber, um dieselbe Zeit reist Karl August von Weimar nach Hause zurück, aber Müller vermag nicht zu bestimmen, ob er die eine oder andre Reisegelegenheit wird benutzen können, oder ob er vielleicht allein reist. „Sobald ich's weiß", schreibt er nach Wilhelmsbad, „melde ichs an Sie, und will alles thun, zu Ihnen zu kommen, auf Stunden oder Tage, allein oder mit andern, wie nur immer es angeht".

Ein kurzer Ausflug von Wilhelmsbad führt dann das Ehepaar in die Pfalz; hier findet sich Gelegenheit kurzen fröhlichen Zusammenseins mit dem Straßburger Schweighäuser. Dann geht die Reise wieder nordöstlich und an einem Samstag Abend kommen Reich und Frau Luise in Weimar an. Sofort meldet Reich, während draußen sich ein heftiges Gewitter entlädt, dem Freund seine Ankunft und erkundigt sich gleichzeitig, ob vielleicht Briefe für ihn eingetroffen seien. Gleich darauf erscheint des Hofraths Diener mit folgenden Zeilen:

„Tausendmal willkommen, Mein theuerster Freund! Ihre Ankunft ist wie eines guten Genius, plötzlich aber desto angenehmer. Wenn mirs dieser einem Wolkenbruch ähnliche Regen nicht zur Unmöglichkeit machte, aus meinem Hause zu kommen, würde ich eilen, Sie mündlich in Ihrem Quartier willkommen zu heißen, und mich an Ihrem Anblick zu letzen. Auf allen Fall aber, daß ich Sie heute nicht noch sehen könnte, erbitten wir uns auf morgen Mittag Ihre freundliche Gegenwart, wo Sie nach Ihrer schon ehemals erprobten Güte und Nachsicht, mit

uns vorlieb nehmen werden. Keine Briefe für Sie sind nicht angekommen. Pflegen Sie nun der Ruhe, liebster Freund, deren Sie auf die Fatiguen der Reise bedürfen werden, und gönnen Sie morgen je bälder je lieber die Freude Sie bei sich zu sehen und zu umarmen Ihrem verbundensten W.".

Am andern Morgen erschien dann der Bote abermals und brachte ein Briefchen seines Herrn. Reich las:

„Erlauben Sie, liebster Freund, daß ich mich hiemit erkundige, wie Sie und Ihre liebe Gemahlin diese Nacht geruhet haben, und wie bald wir heute das Vergnügen haben werden, Sie bey uns zu sehen?

Das Schicksal wollte, daß alle Freunde und gute Bekannte, die ich zu Ihrer Gesellschaft hätte bitten können, abwesend seyn müssen: Sie werden also schon so gütig seyn, mit uns allein vorlieb zu nehmen, und einen Tag im Schooß einer Familie zuzubringen, wo Sie von Großen und Kleinen, Alten und Jungen, von ganzem Herzen geehrt und geliebt werden.

Noch wage ich es, Sie um eine kleine Gunst zu bitten. Im fürstlichen Garten zu Belvedere ist dermalen eine blühende Aloë zu sehen. Da dieses bey uns eine Natur-Seltenheit ist, so hoffe ich, Sie werden mir erlauben, Sie diesen Nachmittag dahin zu führen, um solche in Augenschein zu nehmen. Hoffentlich wird uns das Wetter zu dieser kleinen Spazierfahrt günstig werden.

Ich bitte Sie, liebster Reich, Sich mit keiner schriftlichen Antwort auf alles dies zu bemühen, sondern meinem Domestiken, der dies überbringt, nur mit ein paar Worten mündlich zu sagen, was er mir hinterbringen soll.

Sonntag Morgens".

Und wenn es gestattet ist, da zu ergänzen, wo die Briefe uns im Stiche lassen, so hat der Mittag gehalten, was der

Morgen hoffen ließ, und heller Sommersonnenschein lag über dem Thal der Ilm. Im Hause des Dichters, der vor nicht allzulanger Zeit Großvater geworden war, ging es heute hoch her, die Hofräthin hatte Küche und Keller erstaunlich viel zugemuthet, denn es galt, die Leipziger Gäste nach Gebühr zu ehren; und nachdem man gut gegessen und getrunken und noch besser sich unterhalten, fuhr man hinaus nach jenem Hause, das eine Zeit hindurch an Donnerstagen bei sich die Lustigen in Weimar begrüßen durfte. Man bewunderte die blühende Aloë, spazierte im Park, und als in anregenden Gesprächen die Stunden rasch verflossen waren, gedachte man der Heimkehr. Der dämmernde Abend fand dann den Wagen auf dem Rückweg nach der Stadt, und man schied von einander, eines gut verlebten Tages froh.

II.

Wieland und Reichs Nachfolger.

Es ist, als hätte das Geschick die beiden Männer nochmals durch persönlichen Verkehr einander werth gemacht, um dann das knüpfende Band jäh und für immer zu lösen. Wol geben die nächsten Monate erhöhten Anlaß zu brieflicher Mittheilung. Zu Anfang des August war Reich wieder daheim, und er meldete dem Freund von Sellerhausen aus die glückliche Rückkehr. Er hat ihm durch Heynes Vermittelung von der Göttinger Bibliothek die gewünschten Bände der Uebersetzung des Lucian von Carr verschafft, und wie der Dichter für diese Gefälligkeit seinen Dank ausspricht, glaubt er selbstbewußt sagen zu können, daß seine Uebersetzung keiner andern, die er kennt, in irgend einem Stücke nachstehen werde. Gleichzeitig schreibt er, daß er künftigen Montag auf 8 bis 10 Tage nach Eisenach gehen will, um sich neue Munterkeit zum Arbeiten zu holen, welches zum Glücke seines Lebens immer nothwendig bleiben wird. Bald darauf geben die von Garve übersetzten Paley'schen „Grundsätze der Moral und Politik", welche die Firma dem Dichter als soeben erschienen zum Geschenk macht, Anlaß zu erneutem Danke; einige Wochen später kann Wieland dann den Empfang von 120 Louisneufs melden, welche ihm von Mauke für Rechnung von Weidmanns Erben und Reich

bezahlt worden sind. Gleichzeitig sendet er einen Louisdor mit verbundenstem Dank seiner Gattin an Frau Luise, welche für die Hofräthin ein Stück Taffet hat färben lassen.

Das war im Herbst 1787, in denselben Wochen, da der junge Cotta sich entschließt, abermals an Reich zu schreiben, daß ihm dieser die sich neu aufdrängenden Zweifel löse. Zu derselben Zeit schlägt der greise Verleger wieder das Hauptbuch und Wielands Conto auf. Seit dem October des abgelaufenen Jahres haben sich auf dessen Soll schon über 1500 Thaler für den Lucian, sowie 240 Thaler für die zwei weiteren Bände der Damenbibliothek eingefunden, dazu kamen außer zwei kleineren Posten jüngst noch die fünf Thaler für den Leipziger Färber, die jetzt von Reich wieder, als baar eingesandt, mit derbem Strich getilgt werden. Das ist der letzte Federzug, den Reich auf Wielands Conto gemacht hat. Als Weihnachten herankam, starb er, zwei Tage, nachdem er sein siebzigstes Lebensjahr zurückgelegt. Der 3. December war der Tag seines Todes.

Es ist ein menschlich schöner und den Mann ehrender Zug, der sich jetzt gelegentlich der Todesnachricht in den Briefen des überlebenden jüngeren Freundes kund giebt. Daß die unerbittliche Zeit ihr Recht geltend machen werde, das stand zu erwarten, aber es giebt doch noch ein Etwas, das über das Grab hinaus dauert. Der Gleichklang der Seelen, welcher während des Lebens die Menschen einander werth macht, tönt noch lange und er empfängt neue Kraft aus dem Bewußtsein, daß überlebende Familienglieder die entstandene Lücke ausfüllen, ja, daß das rein Aeußerliche des uns werthen Namens auch den an sich neuen Verhältnissen den Schimmer alter liebgewonnener verleiht. Lebte nicht noch die Gattin des todten Freundes und in ihr ein Gegenstand warmer Verehrung für den Dichter? Schmückte nicht der Name Reichs die Firma,

welche dem Geschiedenen ihren neuen Glanz zu danken hat, und schwebt in diesem Namen nicht über dem alten Geschäfte der gute Geist, der auch ferner den Dichter zu fesseln vermag?

Solche Gefühle sind es, die Wieland hegt, als er am 9. December die ihm von Leipzig gewordene Todesnachricht beantwortet. Durch den geschäftlichen Ton klingt noch die alte Herzlichkeit durch, wenn er schreibt:

„Der unvermuthete Todesfall des rechtschafnen und verdienstvollen Mannes, wovon mir dero geschäztes vom 4. huj. die traurige Anzeige macht, kann keinem von seinen zurückgelassnen Freunden schmerzlicher seyn als mir. Ich wünsche von Herzen, daß der ruhmvolle Platz, den Er unter den ersten Buchhändlern der Nation eingenommen, auf eine würdige Art wieder ausgefüllt werden möge; die Lücke, die sein Hinscheid in der Zahl meiner besten Freunde gemacht, wird schwehrlich wieder auszufüllen seyn. Indessen vernehme ich mit Vergnügen und Theilnehmung, daß die Handlung in allem wie bisher fortgesetzt werden soll; und in Erwartung allenfallsig beliebiger näherer Aeußerungen von Seiten des dermaligen Herrn Directors, mit welchem ich noch nicht die Ehre habe bekannt zu seyn, es aber zu werden hoffe und wünsche, bleibt mir vor der Hand nichts übrig, als mich in die Fortdauer Ihrer Freundschaft zu empfehlen".

Aber Wieland irrte. Der Vertrag zwischen Mamsell Weidmann und Reich lautete dahin, daß dem Ueberlebenden das Geschäft gehören solle; jetzt war Reich als der erste gestorben, der Wittwe blieben nur Gellerts Schriften, als persönliches Eigenthum des Gatten, und die Firma verwandelte sich in „Weidmannische Buchhandlung".

Von diesen geschäftlichen Aenderungen gab ein Brief Reim's, des Factors der Handlung, dem Dichter Nachricht. Und nun

vollzieht sich rasch die Wandlung; nun löst die Firma selbst die Bande, welche den Freund des todten Leiters an sie gefesselt hatten, nun schreibt Wieland kalt und gleichgültig zu Sylvester 1787:

„Als ich unmittelbar nach Empfang des Notificationsschreibens von dem Tode des Sel. Herrn Reich meine Antwort an die Handlung abgehen ließ, zweifelte ich keinen Augenblick, daß noch bei dessen Lebzeiten solche Verfügungen getroffen seyn würden, daß die würdige Gattin des Seligen, und Sie, mein Herr, dessen so vieljähriger Eifer und Fleiß unter der Leitung unsers Sel. Freundes so vieles zu dem Flor und Ruhm der Handlung beygetragen, an den Platz des Wohlseligen eintreten und die Handlung unter der Firma Weidmann und Reichs Erben, fortgehen würde. Wäre dies geschehen, so würden auch meine Verhältnisse gegen selbige ungefehr dieselben geblieben seyn. Da es aber wider alles Vermuthen so ganz anders ausgefallen, da ich die Ehre nicht habe, die nunmehrige Eigenthümerin und alleinige Besitzerin der Handlung zu kennen, da alle Verhältnisse, worin ich jemals mit Weidmanns Erben und Reich gestanden, von der persönlichen Freundschaft bestimmt wurden, die schon seit 1770 zwischen dem Sel. Hr. Reich und mir obwaltete und nach einer zufälligen Unterbrechung von etlichen Jahren auf beyden Seiten mit aufrichtiger Wärme wieder erneuert und auf den Rest unsres Lebens geschlossen wurde: da sich also alle Umstände und Verhältnisse wesentlich geändert haben, und, wie gesagt, die Weidmannische Buchhandlung, in ihrer dermaligen Verfassung, mir so fremd ist als irgend eine in der Welt", so erscheint für die Folge lediglich geschäftliches Verhältniß möglich. Und als erstes Zeichen, wie fernerhin der Verkehr sich zwischen ihm und der neuen Firma zu gestalten habe,

stellt Wieland das Verlangen, daß ihm das Honorar für den Lucian erhöht werde. Er wirft die alten Verträge um, auf welche hin ihm schon 1500 Thaler sind bezahlt worden, aber er darf wol mit Recht behaupten, daß ihm Reich, wenn er noch lebte, diese Erhöhung in Anbetracht des unvermuthet wenig ausgiebigen Satzes, gewiß würde gewährt haben. Er verlangt für das Alphabet statt der ausgemachten 56 jetzt 60 Carolin.

„Sollte dies", schreibt er an Reim, „Jemanden viel zu seyn scheinen, so brauche ich einem so einsichtlichen und erfahrnen Buchhändler wie E. HEgb. sind, wohl kaum zu sagen, daß ein gewisser Autor, der Romanen à raison von 3 Thaler per Bogen (aber in kleinem Format und ziemlich weitläufig gesezt) und, seinem eignen Geständnis nach, täglich 2 Bogen dergl. Waare fabrizirt, proportion gardée besser honorirt ist, als ich bey meinem Lucian, wovon ich mit dem grösten Fleiß und der anhaltendsten Anstrengung meiner gleichwohl nicht gemeinen und sehr geübten Geisteskräfte in 4 Tagen kaum einen gedruckten Bogen ausarbeiten kann; die viele Zeit und Mühe, die bey mir aufs Ausfeilen und Abschreiben hingeht, nicht gerechnet".

Die Honorarerhöhung wird zugestanden, zweifellos in der verbindlichsten Weise; eben so zeigt man von Seiten der Firma durch die That, wie gern man die bisher erfolgte Vorausbezahlung auch für die Folge beibehalten wolle. Man läßt sich selbst die Bedingung gefallen, daß eine etwaige zweite Auflage des Lucian oder ein vielleicht aus demselben zu gebender Auszug nicht ohne „Concurrenz" des Dichters, der sich für diesen Fall freie Hand behält, veranstaltet werde; ja man hat nichts dawider, daß Wieland sich jetzt wieder alle Rechte für eine zweite Auflage der Briefe des Horaz vorbehält. Denn

nur die Restauflage ist, wie der Dichter der Firma gegenüber behauptet, seiner Zeit durch Herrn Reich den Dessauern abgekauft worden.

Aber, auch wenn man sich noch mehr gefallen ließe, mit dem greisen Freunde ward dennoch das alte Verhältniß zur Firma begraben. So mancherlei Wandlungen auch Wieland in jenen Jahrzehnten ab und zu unterlegen war, so hatte sich doch der Zauber einer bedeutenden Persönlichkeit stets aufs Neue mächtig erwiesen, ebenso die alte Wahrheit, daß das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller sich doch nicht lediglich aus den realen Factoren der bezahlten Honorare berechnen läßt. Dem, den man so lange als lieben Freund erkannt und angeredet hatte, sah man manche Schwäche nach, seinen Nachfolgern, den „hochedelgebohrnen" Herren hatte man nur kühle Höflichkeit, an der nur noch selten ein Anflug alter Wärme haftete, während sie sich ohne inneren Kampf rasch in das Gegentheil verwandelte. Es kam dazu der ungünstige Umstand, daß Reim, der Nachfolger Reichs zwei Jahre nach diesem starb. Gräff, der spätere Mitbesitzer der Firma, trat an seine Stelle, aber dieser rasche Wechsel konnte nur schädlich sein, doppelt in einer Zeit, da der junge Göschen begann, Wieland nahe zu treten.

Es vergehen zwei Jahre, in denen der Verkehr zwischen Leipzig und Weimar wenn auch nicht stockt, so doch ohne Eifer von Wielands Seite geführt wird. Der Lucian zumeist veranlaßt den Verkehr; er macht dem Dichter viele Mühe, so daß er bis zu dessen Beendigung einen Entschluß betreffs der neuen Auflage der horazischen Episteln von sich weist. Daneben überwacht er jedoch die von dem Schwiegersohn Schorcht übernommene Uebersetzung der „Contes persans" des Petis de la Croix, zweier weiteren Bände der Damenbibliothek

und besorgt die neue Auflage einzelner Bände der auserlesenen Gedichte. Auch Oberon giebt zu Briefwechsel Anlaß. Ein Colleg, welches der Schwiegersohn Reinhold im Sommer 1788 zu Jena über das Gedicht öffentlich zu lesen gedenkt, läßt eine neue Auflage wünschenswerth erscheinen und Wieland ist damit einverstanden, daß die Firma das Heldengedicht, das bis jetzt nur einen Bestandtheil der auserlesenen Gedichte bildet, in einer Sonderausgabe für das Honorar von 34 Thalern druckt. Dann wie der Lucian der Vollendung nahekommt und „Tausend und ein Tag" ausgedruckt vorliegt, denkt man an die ebenfalls von Schorcht zu veranstaltende Uebersetzung der „Contes tartares“ und an den Druck der zweiten Auflage der horazischen Briefe, für welche 100 Dukaten Honorar verlangt und bewilligt sind.

Da kommt — Herbst 1789 — der Firma die Nachricht zu, daß eine Gesammtausgabe der Wielandschen Werke vorbereitet werde und zwar wol unter thätigem Antheil des Dichters. Vielleicht taucht schon in dieser Verbindung der Name Göschen auf. Diese Nachricht war wol mehr unangenehm als überraschend. Denn einmal war ja den Nachdruckern von jeher eine solche Möglichkeit offen gewesen, andrerseits hatte die Firma von der gegenwärtigen Stimmung Wielands Proben. Unangenehm blieb aber die Verwirklichung des Gedankens stets, sobald dies ohne thätige Theilnahme der Firma vor sich ging.

Wieland war gerade ausgegangen, als eine bezügliche Anfrage der Leipziger eintraf; sonst wäre, wie gewünscht, die Antwort mit umgehender Post erfolgt. So schrieb der Dichter erst am nächsten Tage, etwas gewunden und unklar. Aber die Hauptsache bleibt doch: er hat heute den so lange schon gehegten Gedanken an eine Gesammtausgabe seiner Werke weniger als je aufgegeben, denn er glaubt die Ausführung desselben

sich selbst, seiner Familie und der Nachwelt gleichmäßig schuldig zu sein. Aber so wenig er zu bestimmen vermag, wann diese Ausgabe erscheinen wird, so wenig versteht er, wie der Plan den Leipzigern Sorge machen kann. Sollten diese indessen finden, daß jenes Gerücht dem Verkauf der Uebersetzungen des Horaz und Lucian nachtheilig wäre, so giebt Wieland die Versicherung, daß diese Uebersetzungen nicht in den Werken Aufnahme finden sollen, und er überläßt der Firma von dieser Versicherung jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Aber die Leipziger vermögen aus Wielands Brief die gewünschte Beruhigung nicht zu schöpfen; ja sie mochten vielleicht als Hohn empfinden, daß Wieland freigebig seine Uebersetzungen von den Werken ausschloß, während er vergaß, was er seit 1768 bis zu Reichs Tode an die Firma verkauft hatte.

Jedenfalls mußte es gerathen erscheinen, sofern man noch nähere Aufklärung wünschte, mit einiger Vorsicht zu verfahren. Es ging daher wieder nach Weimar ein Brief ab, in welchem man wol geradezu Göschen als die Seele des Unternehmens bezeichnete. Und indem man darauf hinwies, daß doch die Weidmannsche Buchhandlung wol für die Ausführung dieses Plans ein Näherrecht habe, deutete man auch an, daß man vielleicht durch eine Erklärung, eine Gesammtausgabe der Wielandschen Werke werde nicht erscheinen, dem Gerüchte die Spitze abzubrechen im Stande sei. Aber alle diese Mittheilungen hatte man vorsichtiger Weise mit der Uebersendung von funfzig Dukaten und dreizehn Louisdors verbunden, es durfte erwartet werden, daß Wielands Feder unter dem sanften Drucke der eingetroffenen Goldstücke milderer Regungen fähig sein werde. Aber man irrte. Trotzdem schreibt der Dichter, im Ganzen gemessen und kalt, Folgendes:

„Bald nach dem Ableben des Sel. Herrn Reichs wurde

ich von einer sehr ansehnlichen Buchhandlung in Wien auf eine dringende Art um eine allg. Ausgabe meiner Werke in denselben Verlag angegangen. Ein gleiches Ansuchen gelangte, einige Zeit darauf unter den vortheilhaftesten Bedingungen von Berlin aus an mich. Endlich wurde ich mit Gewißheit versichert, daß Hr. Schrambl in Troppau unter dem Namen Traßler mit einer solchen Ausgabe meiner Schriften wirklich beschäftigt sey. Alle diese Ereignisse veranlassten mich natürlicher Weise, nicht nur selbst über das was für einen in meinem Falle sich befindenden Schriftsteller in Absicht seiner Schriften recht und billig ist, schärfer als jemals nachzudenken, sondern auch mit vielen Gelehrten und andern Männern von Ehre über das Recht meine Werke neu vollständig und so wie ich wünsche, daß sie auf die Nachwelt kommen, nach meinem eigenen Gefallen herauszugeben, zu conferiren. Keiner derselben hat mir dieses Recht abgesprochen und ihr Räsonnement über diesen Gegenstand bestärkte mich in dem, was hierüber schon lange meine eigenen Gedanken gewesen waren, um so mehr: da der Mangel positiver Gesetze (welche sowohl den Schriftstellern ihr natürliches Eigenthumsrecht an ihre Schriften, als den Verlegern, dasjenige, so ihnen von den Autoren unter bestimmten Bedingungen übertragen wird, sicher stellten und garantierten) und die von unsern meisten Fürsten und ihren Räthen nicht nur geduldete, sondern sogar behauptete und geschützte Freyheit des Nachdrucks die Condition der Schriftsteller in Teutschland, zumal in Rücksicht auf die Englischen und Französischen, so sehr verschlimmert, daß ihnen, so lange die allgemeinen Gesetzgeber Teutschlandes, Kayser und Reich, dem Mangel an dießfalsigen Gesetzen nicht abhelfen, nichts übrig bleibt, als die Aussprüche des Natürlichen Rechts und der allgemeinen Billigkeit zur Regel dessen, was ihnen in Absicht ihrer Schriften erlaubt ist, zu machen. Zuletzt

fragte ich auch Herrn Göschen, da er hier anwesend war, als Buchhändler um seine Meynung und er erklärte sich geradezu für das Recht der Schriftsteller und daß er es auf sich nehmen wollte, dasselbe, im Falle einer Streitigkeit, gegen Männiglich zu behaupten. Da ich nun nicht berge, daß die nähere persönliche Bekanntschaft mit Herrn Göschen mir eine große Meynung von seiner Rechtschaffenheit und ein besonderes Wohlwollen für seine Person eingeflößt hat, so fühlte ich mich um so geneigter ein solches Verlagswerk lieber ihm, als einem jungen aufmunterungswürdigen Manne, dem es einiges Ansehen verschaffen kann, zuzuwenden, als es einer Handlung zu geben, die reich und ansehnlich genug ist, um dessen sehr wohl entbehren zu können. Ich entrierte diesem nach wirklich mit Herrn Göschen über eine künftige allgemeine Ausgabe meiner Werke nach einem solchen von mir revidierten Mscpt, wie ich E. HEgb. letzthin gemeldet habe; und da ich (ungeachtet meiner vollkommenen Ueberzeugung hierin nichts gethan zu haben, als wozu ich, nach den Regeln der Billigkeit und selbst der strengsten Gerechtigkeit, in so ferne sie in diesem Fache anwendbar ist, berechtigt bin) weder Zeit noch Lust habe, mich in Streitigkeiten einzulassen: so überließ ich mehrbesagtem Herrn Göschen gänzlich, die Sache, die nun die Seinige ist, privatim und öffentlich, nach Erforderniß der Umstände auszuführen.

Ich halte mich von der guten und edeln Denkart der mir zwar persönlich unbekannten, aber Ihres Charakters wegen mir von vielen angepriesenen Eigenthümerin der Weidmannischen Handlung sowohl als des dermaligen Vorstehers derselben versichert, daß Sie, nach ruhiger Erwägung aller bey dieser Sache in Betrachtung kommenden Umstände und Bestimmungsgründe von selbst geneigt seyn werden, mich mit allen Controversien über dieselbe geneigtest zu verschonen; und lieber, was Sie deß=

halben für nöthig halten, mit Herrn Göschen unmittelbar auszumachen. Indessen muß ich doch dieses noch beyfügen, daß die Weidmannische Handlung meines Davorhaltens besser thäte, die öffentliche Bekanntmachung, deren Sie in Ihrem letzten erwähnen, zurückzuhalten; da eine vorschnelle Nachricht von einer bevorstehenden authentischen Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften besorglicher Weise nur den Abgang der schon erschienenen einzelnen Werke und kleinern Sammlung der auserlesenen Poet. und Pros. Schriften stören würde. Denn im Fall Sie öffentlich erklärten, daß eine solche Ausgabe nicht erscheinen werde: so würde sich Herr Göschen zu einer Gegen-Erklärung gezwungen sehen; da hingegen, wenn beydes nicht geschieht, Sie noch mehrere Jahre lang ruhig verkaufen können, weil (wie ich in meinem letzten schon gemeldet) diese Ausgabe nicht sobald Statt finden kann. Noch muß ich den Umstand bemerken, daß Hr. Göschen, auf mein ausdrückliches Verlangen, sich erklärt hat, die einzelnen Schriften, worüber die Weidmannische Handlung privilegiert ist, nie einzeln verkaufen zu wollen. Dieses würde (wie Sie selbst wissen) nicht geschehen, wenn ich wider meinen Willen gezwungen würde, mich mit der oben erwähnten Wiener oder Berliner Handlung einzulassen".

Damit war der Anlaß zum Streit gegeben und mit jenem war auch dieser da. Die Leipziger antworteten etwas unbedacht und verschlimmerten damit nur die Lage. Denn der Dichter, so wenig er Zeit übrig hat, findet doch für nöthig, über eine Stelle des eingelaufenen Briefes sich Aufklärung auszubitten.

„Sie sagen mir", schreibt er am 16. Nov. 1789, „Sie könnten, wie die Sachen zwischen uns stünden, keine Lust mehr haben, wenn Lucian vollendet sey in weiterer Connexion mit mir zu stehen. Dies, Meine hochgeehrteste Herren, ist so stark, daß ich nichts darauf zu antworten habe, als bloß höflichst

anzufragen: ob dies so viel sagen soll, sie betrachteten die vor mehreren Wochen zwischen uns getroffene Uebereinkunft wegen meiner horazischen Briefe und wegen der Tartarischen Erzählungen (Mille et Un Quart d'heure) als nicht geschehen und überließen es mir, für die einen und andern mich um einen andern Verleger umzusehen". Es bedarf dann nur zweier Worte, und das Verhältniß, das den Leipzigern in so verächtlichem Lichte erscheint, ist schnell gelöst. Für Entschädigung des Uebersetzers der Tartarischen Erzählungen zu sorgen, soll dann Wielands Aufgabe sein, und was der Dichter selbst an Honorar voraus empfangen hat, wird sofort an die Weidmannsche Buchhandlung zurückbezahlt werden. Lieber freilich ist Wieland um seiner eignen Ruhe willen, wenn sich der Streit beilegen läßt dadurch, daß die Leipziger ihr Unrecht einsehen und sich zu Wielands Ansichten bekehren.

Die Wogen glätten sich etwas, die Handlung muß einlenkend geschrieben haben, denn Wielands Briefe werden weniger scharf und gereizt. Aber sie bleiben kalt und gleichgiltig und während er offen gesteht, wie beide Theile jetzt in einer „unvermerkt ziemlich schiefen Lage" sich einander gegenüber befinden, bittet er gleichzeitig nochmals um der Firma letztes Wort in Sachen der Horazischen Briefe und der Tartarischen Märchen. „Daß nicht nur rechtschaffene sondern auch bloß wohlgezogene Leute die Achtung, die man einander in der Welt schuldig ist, nie aus den Augen setzen, versteht sich ebenso von selbst, als daß ein Jeder, der ungerecht, unbillig und unedel gegen einen andern, wäre es auch der geringste unter den Menschen, handelt, sich selbst den meisten Schaden thut. Hierüber sind alle guten Menschen gleichgesinnt: aber in ihren Begriffen oder in der Anwendung allgemeiner Grundsätze auf besondere Fälle können selbst in den allerwichtigsten Dingen rechtschaffene Menschen

sehr verschiedener Meynung seyn. So ist es von jeher gewesen, und so wird es bleiben, so lange Menschen auf der Welt seyn werden".

Die weiteren Monate vergehen ohne störenden Zwischenfall. Im Januar 1790 waren von Leipzig beruhigende Erklärungen eingegangen und Wieland hat weder nöthig, die vorausempfangenen Honorare zurückzuzahlen, noch muß ein andrer Verleger für die Uebersetzung des Schwiegersohns gesucht werden. Der Druck beider Werke beginnt, dafür wird beschlossen, die Damenbibliothek eingehen zu lassen. Wie der Hofrath meldet, kann dem Professor Reinhold nichts erwünschter kommen als dieser Entschluß der Handlung.

Im April ist dann der erste Band der horazischen Briefe fertig gedruckt, „und es hängt bloß von Hrn. Maucke ab, wann er auch mit dem Druck des Zweyten anfangen will". Gleichzeitig mit dieser Nachricht gehen von Weimar die zwei Bände des Carrschen Lucian ein, die der selige Herr Reich durch Heynes Vermittelung dem Dichter von der Göttinger Bibliothek verschafft hat. Die Firma wird gewiß die Güte haben, die Bände gelegenheitlich wieder an ihre Behörde gelangen zu lassen.

Im Juli sendet dann die Firma den zweiten Band der auserlesenen Gedichte nach Weimar, vielleicht glaubt Wieland für die nöthig werdende neue Auflage Textänderungen vornehmen zu müssen. Und wie der Dichter seine lange nicht gelesenen Arbeiten durchsieht, findet er in der That, daß, namentlich in den ersten Stücken noch Manches zu emendiren und poliren sei. Doch hofft er durch seine unermüdliche Bestrebung nach möglichster Correctheit der Sprache, sich endlich einmal bei Herrn Adelung in einigen Credit zu setzen.

Es ist in den nächsten Monaten, als wollte die alte Herzlichkeit wieder zurückkehren. Gräff fuhr hinüber nach Weimar, besuchte auch Wieland, und der Eindruck, den dieser von dem Leiter der Weidmannschen Buchhandlung empfing, war zweifellos ein günstiger, ja, man möchte fast annehmen, daß der Stern Göschens, der eben den „Peregrinus Proteus“ und die „neuen Göttergespräche“ druckte und seit kurzem den Commissionsverlag des Merkur übernommen hatte, unter dem Einfluß der Bekanntschaft mit Gräff zu erbleichen anfing. Vielleicht aber auch daß der gutmüthige Dichter ernstlich besorgt ward für Göschens Zukunft, wenn er an die Gefahren dachte, welche dem jungen Mann aus der so kostspieligen Unternehmung erwachsen mußten. In jener Zeit schreibt Wieland deßhalb eindringlich an Göschen, dem besuchenden Gräff aber gesteht er offenherzig, daß er wirklich in Verlegenheit ist, wie er sich gegenüber den von Seiten Göschens und der Leipziger Firma gleichmäßig erhobenen Ansprüchen betreffs der sämmtlichen Werke verhalten soll. Er sähe gern, daß ein Ausweg, wie diese Sache zu Gräffs und seiner Zufriedenheit, „ohne Nachtheil eines dritten Freundes“ zu arrangiren wäre, gefunden werden könne. Und wiewohl der Dichter gelegentlich des Besuches von Gräff noch außer Stande war, sich näher zu erklären, so giebt er doch dem Leipziger Anlaß, an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen nicht zu zweifeln.

Diese bessere Stimmung athmet denn auch der nächste vorhandene Brief vom 7. Juli 1791. Die Firma hat, alter Gewohnheit gemäß, die eben erschienenen weiteren Bände der Uebersetzung von Bruce's Reisen zur Entdeckung der Nilquellen nach Weimar gesandt und Wieland hat also wieder einmal Ursache zu verbindlichstem Dank. Wenn er dem Buche auch den Tadel unnöthiger Weitläufigkeit nicht ersparen kann, so findet er doch so viel Bedeutendes in ihm, daß die von der

Firma veranstaltete Uebersetzung als höchst verdienstvoll ausdrücklich anerkannt werden muß. Schade nur, daß der Uebersetzer selbst seine Schuldigkeit nicht gethan hat. „Man muß beynahe glauben, auch Er habe, wie mehrere andre Gelehrte von Ansehen und Credit beym Publico eine Fabrik von übersetzenden Taglöhnern, denen er nur seinen Nahmen leiht und deren eilfertige Handarbeit er auch so eilfertig übersieht, daß er sich nicht einmahl die Mühe nimmt, die Fehler gegen die Reinigkeit der Sprache und die Grammatik zu corrigiren, auf die man gar zu häufig stößt und die sich durch die leidige Wahrheit, daß beynahe alle unsere Gelehrte ebenso uncorrect und unzierlich schreiben nur sehr schlecht entschuldigen läßt". Der Dichter, den dieser den Gelehrten gemachte Doppelvorwurf in keiner Weise trifft, kann sich daher zu einer Besprechung der beiden Bände im Merkur nur schwer entschließen und er behält sich also die Erlaubniß vor, in seiner Kritik die „Nachlässigkeit des Uebersetzers um so mehr zu rügen, da wirklich nicht nur das Interesse der Literatur sondern auch der Verlagshandlungen stark dabey betroffen ist, daß unsere Uebersetzer, zumahl wenn sie sich an wichtige Werke machen, wo nicht schön, doch wenigstens nur rein und ohne grobe Sprachschnitzer schreiben lernen".

Und weiter geht dann Wieland zu dem goldenen Spiegel über. Daß gerade jetzt, wie die Firma meldete, eine neue Auflage des Romans nöthig wird, kommt dem Dichter ungelegen. Seit er das Werk niederschrieb, sind so viele Jahre vergangen, daß er fast die Idee seiner Beschaffenheit verloren hat. In wie fern also die neue Auflage einer genaueren Durchsicht bedarf, bleibt ungewiß, jedenfalls wird der feinfühlende Wieland an der Sprache manches zu verbessern finden. Er erbittet daher ein Exemplar des Buches zur Vornahme der

unentbehrlichsten Aenderungen. Auch wünscht er Angabe der Höhe der seiner Zeit gedruckten Auflage und des nachher „veranstalteten Nachschusses“, sowie des bezahlten Honorars, denn die erstere kennt er nicht und die Höhe des letzteren hat er vergessen.

In jener Zeit erfolgte dann Gräffs Besuch in Weimar, bald nach ihm erschien das gewünschte Exemplar des goldnen Spiegels. Wieland ging sofort an die Arbeit, so daß der Roman binnen Kurzem zum Neudruck bereit lag. Doch gesteht der Dichter offen, daß einige Zusätze den Zeitumständen angemessen wären „und der neuen Ausgabe einen wesentlichen Vorzug vor der alten und den Nachdrücken derselben geben würden“. Auch erschiene es wol räthlich, die im Merkur gedruckte und auch besonders herausgegebene „Geschichte des Philosophen Danischmend“ der neuen Auflage als Anhang anzufügen. Im Anschluß hieran fordert dann Wieland, für den Fall einer blos verbesserten Auflage, einen Dukaten für den Bogen. Würden aber die Zusätze und der Danischmend dazugegeben, so erschien für diese ein Honorar von einem Friedrichsdor für den Bogen passend. Jedenfalls aber, ob sich die Firma nun zu einer nur verbesserten oder auch vermehrten Auflage entschließen mag, so erwirbt sie durch das gezahlte Honorar das Buch nur für diese eine Auflage, die in nicht mehr als eintausend Exemplaren gedruckt werden darf.

Und jetzt, wo man im Begriff steht durch den goldnen Spiegel wieder ein neues Band zu knüpfen, taucht der Plan der sämmtlichen Werke wieder auf und droht, alle Cirkel zu verwirren. Neulich erst hatte die Firma auf Wielands Forderungen geantwortet; es war wol dabei erwähnt worden, daß eine Auflage von eintausend Exemplaren etwas klein sei, im Ganzen aber mochte man sich zur Annahme der Bedingungen

bereit erklären, da fällt dem Dichter bei: kann denn jetzt etwas Endgiltiges in dieser Beziehung beschlossen werden? Noch ist nicht entschieden, wie es mit der Ausgabe der sämmtlichen Werke gehalten werden wird, die Weidmannsche Buchhandlung möchte sie haben, Göschen ist sie vom Dichter zugesagt, und wenn auch Gräff weiß, wie sehr es Wieland erwünscht wäre, einen Ausweg zu entdecken, so ist eben dieser Ausweg doch noch nicht gefunden. Doch hofft Wieland das Beste. Göschen hat die Absicht demnächst der Weidmannschen Handlung Vorschläge zu thun, von deren Annahme Wieland sich wol überzeugt halten darf. Jedenfalls aber mögen bis dahin die Verhandlungen wegen des goldnen Spiegels abgebrochen sein. „Ich halte mich überzeugt", schreibt der Dichter zu Ende des Briefs, „meine Gesinnung in dieser Sache ist auch die Ihrige, und gewiß stimmt auch Hr. Göschen darin mit uns überein, nehmlich uns aufrichtig, ohne Gefährde und ohne Leidenschaft gegen einander zu erklären und einander mit so viel gutem Willen als das, was jeder Theil sich selbst schuldig ist, nur immer zulassen kann, entgegen zu gehen". Seinem Schreiben fügt übrigens Wieland eine Berechnung bei, nach der die Verlagshandlung bei einer Auflage von eintausend Exemplaren sehr wohl bestehen kann. Honorar, Satz, Druck, Papier sind annähernd berechnet und damit die Einnahmen aus zwei verschiedenen Nettopreisen in Vergleich gezogen.

Jetzt ward Gräff ärgerlich. Immer Göschen und nochmals Göschen! Die Weidmannsche Buchhandlung, die schon damals zwanzig Jahre über das erste Jahrhundert ihres Bestehens hinaus war, will nichts mit Göschen zu thun haben, sie verzichtet von vornherein auf die Erwägung irgend welchen von dieser Seite kommenden Vorschlags. Sie verhandelt nur mit dem Dichter selbst und wenn dieser die vorgeschlagene Ver=

bindung nicht eingehen will, so wird die Firma ruhig die von Wieland unternommenen Schritte abwarten und seiner Zeit so reden, wie sie Pflicht, Fug und Stoff genug dazu hat.

Dieser Brief, dessen kaum leserlicher Entwurf noch vorhanden ist, brachte dann Wieland auf den Gedanken, daß ein ausführlicher Aufsatz über das Verhältniß zwischen Verleger und Autor die störrigen Leipziger zu bekehren vermöchte. Es galt dabei hauptsächlich, den Beweis zu führen, wie ein für den Buchhändler unverhältnißmäßig günstig ausfallender Vertrag dem Schriftsteller die Freiheit und die Verfügung über das Manuscript zurückgäbe, welches den geschlossenen Vertrag für den Buchhändler zu einem „leoninischen Vertrag" gemacht hat. Wieland schrieb lange und eifrig. Neunzehn Quartseiten füllten sich mit seiner zierlichen Handschrift, was besonders hervorgehoben werden sollte, ward einfach oder doppelt unterstrichen, langsam und bedächtig, so scheint es, fuhr die Feder über das Papier, doppelt da, wo es galt, Berechnungen übersichtlich anzubringen. Dann ward noch ein artiger Begleitbrief abgefaßt, in dem der Dichter die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner in der Denkschrift ausgesprochenen Ansichten noch besonders bestätigen zu müssen glaubt. Ja, er ist „bereit alle Juristen-Facultäten und Schöppenstühle in ganz Teutschland zu Richtern darüber zu machen", ob er Recht oder Unrecht hat. Und als wäre er trotzallledem noch zu einem Ausgleich geneigt, fügt er die Bemerkung bei: „Alles Unheil in der Welt entsteht aus den Collisionen der wirklichen oder vermeynten Rechte und Ansprüche der Menschen: aber in hundert Fällen gegen einen wäre der Weg einer gütlichen Uebereinkunft zugleich das gerechteste und das beyden Theilen vorträglichste Mittel, wie verständige und rechtschaffne Leute ihre Zwistigkeiten ausmachen könnten".

Die Denkschrift selbst aber lautet:

Grundsätze, woraus das Merkantilische Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger bestimmt wird.

1.

Ein zu öffentlichem Druck und Verkauf bestimmtes Manuscript (wie groß oder gering sein innerer Werth seyn mag) wird hier bloß als ein Product der Kunst oder des Fleißes eines Schriftstellers betrachtet, in so ferne solches auf Kosten und Risico eines Verlegers zu einer Waare wird, die in Geld oder Geldeswerth umgesetzt und an welcher gewonnen oder verlohren werden kann.

2.

Ein jedes Manuscript ist und bleibt ein unstreitiges Eigenthum seines Verfassers und dieß so lange bis er sein Eigenthums-Recht an dasselbe einem andern auf eine Rechtsgültige Art übertragen und abgetreten hat, in so ferne als dies vermöge der Natur der Sache geschehen kann.

3.

In so ferne das Product eines Schriftstellers durch den Druck und Verkauf zu einer Kaufmanns-Waare wird, lassen sich alle Grundsätze und Regeln, die von allen Waaren überhaupt gelten, auf dasselbige in so weit anwenden, als die besondere Art und Natur dieser litterarischen Waaren nicht besondere Modifikazionen und Bestimmungen nothwendig machen.

4.

Das Eigene dieser Litterarischen Waaren, wodurch sich die Producte der Kunst oder des Fleißes des Schriftstellers von allen andern Producten der menschlichen Industrie wesentlich unterscheiden, besteht darin: daß sie a) vermittelst des Drucks ins Unendliche vervielfältiget und b) durch Nachdruck oder Contrefactur von einem Jeden, der es unternehmen will, nachgemacht werden können.

Was hieraus sowohl zum Vortheil als Nachtheil des Autors und des Verlegers folget oder folgen kann, wird sich in der Folge zeigen.

5.

Ein Autor kann, nach Willkühr, sein Product entweder auf eigene Kosten und Risico drucken lassen und verkaufen, d. i. sein eigener Verleger seyn, oder den Verlag desselben unter Bedingungen, worüber beyde Theile übereingekommen sind, und für einen bestimmten Preis, welcher gewöhnlich das Honorarium genannt wird, einem Buchhändler überlassen, welcher sodann den Nahmen des Verlegers bekommt, und mit dem von ihm auf diese Art acquirirten Werke, wie jeder andre Kaufmann, mit seiner Waare handelt.

6.

Im erstern Falle, wenn der Autor auch Selbstverleger ist, kommt ihm ein zweyfaches Eigenthums-Recht zu: 1. das natürliche Recht an das Product seines Geistes oder litterarischen Kunstfleißes; 2. das Recht, welches er als Verleger durch die auf seine Kosten bewerkstelligte Verfertigung einer gewissen Anzahl Exemplarien desselben, in so fern sie dadurch eine Art von Fabrik-Waare geworden sind, auf diese nehmliche Waare als Waare erhalten hat.

7.

Jenes, nehmlich das natürliche Eigenthums-Recht an das Product seines Geistes und Fleißes, gehört unter die unverlierbaren Rechte der Menschheit und der Gruud davon liegt in der Natur der Sache. Eine natürliche und von niemand bezweifelte Wirkung desselben ist, das Recht eines jeden Autors, sein Werk, nachdem es durch den Druck publiziert ist, noch immer und so lange er lebt, zu verändern, zu verbessern und der möglichsten Vollkommenheit, deren es durch ihn fähig ist, näher zu bringen.

8.

Ein Autor kann dem Buchhändler, dem er sein Werk zum Verlag überläßt, kein anderes Recht abtreten, als das Recht eine gewisse Anzahl Exemplarien desselben auf seine, des Verlegers, Kosten drucken zu lassen und zu verkaufen. Aber auch hiezu kann er demselben kein ausschließliches Recht geben, welches den Effect hätte, andere zu verhindern, sein Werk, so viel und um welchen Preis als ihnen gefällig ist, nach zu drucken; so lange nehmlich kein allgemein gültiges positives Gesetz in Teutschland existiert, welches den Bücher-Nachdruck für unerlaubt erklärt. Am allerwenigsten aber kann ein Autor seinem Verleger das Recht, eine

unbestimmte willkürliche Anzahl von Exemplarien machen zu lassen, geben oder gegeben zu haben praesumiert werden, ehe und bevor er seinem Werke (über welches als ein Product seines Geistes er lebenslänglich ein unverlierbares Recht behält (§ 7) die letzte Vollendung gegeben hat.

9.

Das Verhältniß zwischen dem Verleger eines Buchs und dem Autor des litterarischen Products, welches von jenem durch den Verlag und Druck bis auf eine gewisse Anzahl von Exemplarien vervielfältiget wird, gründet sich auf einen zwischen beyden Theilen vorgegangenen Vertrag, welcher, um rechtsbeständig zu seyn, den Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit zu Folge, so beschaffen seyn muß, daß keiner von beyden Contrahenten einen übermäßigen Vortheil vor dem andern habe, sondern das Honorarium des Autors dem Profit des Verlegers, soviel es die Natur der Sache zuläßt, das Gleichgewicht halte. Ein Vertrag, vermöge dessen der Autor mit einem verhältnißmäßig geringen Honorar zufrieden seyn mußte, der Verleger hingegen berechtigt wäre, seinen Profit selbst zum offenbaren Nachtheil des Autors so hoch zu treiben, als er könnte und wollte, ein solcher Contract würde ein contractus leoninus seyn, und auch selbst in dem Falle, daß der Autor aus Unkunde der Geschäfte, aus Noth oder andern Ursachen, sich zu einem so unbilligen contract hätte induciren lassen, von keiner Rechtsbeständigkeit seyn können.

10.

Um die billigmäßige Proporzion zwischen dem Gewinn des Autors und seines Verlegers einiger Maßen bestimmen zu können, müssen auf beyden Seiten verschiedene Umstände in Betrachtung gezogen werden.

11.

Auf Seiten des Autors ist in Anschlag zu bringen

I. Ueberhaupt, daß derselbe (außer dem beträchtlichen Capital, welche seine scholastische und Akademische Jahre pp. absorbiert haben und demjenigen, so er auf Anschaffung eines zu seinem Fache dienenden Bücher-Vorraths pp. verwenden mußte) den besten Theil seiner Kräfte und seines Lebens verzehren mußte, um die Wissenschaften und Kunstfertigkeiten zu erlangen, die ihn in den Stand setzten, ein in seiner Art vortrefliches, oder doch gutes und brauchbares Werk hervorzubringen.

II. Ins Besondere,

1. Wie viel Anstrengung des Geistes (und folglich auch der Lebenskräfte) und wie viel Zeit-Aufwand sein Werk ihn gekostet haben könne?
2. In welchem Ruf er als Schriftsteller in Rücksicht auf Genie, Talente, Geschmack p. zur Zeit, da er mit dem Verleger über eines seiner Werke oder mehrere contrahierte, gestanden? — Dieser Umstand giebt hier einen der hauptsächlichsten Bestimmungsgründe ab; indem der Verleger eines sehr beliebten und angesehenen Autors, nach dessen Werken die Nachfrage groß ist, auf einen ganz andern Absatz rechnen kann, als (ordentlicher Weise) bey einem noch unbekannten, oder in keinem vorzüglichen Ruf stehenden.
3. Ob die schriftstellerische Reputazion des Autors, von dem die Rede ist, so beschaffen sey, daß sie sich erhält, daß seine Schriften auf 20, 30 und mehr Jahre nach ihrer ersten Erscheinung noch geschätzt und gesucht werden, und also mit Grund zu vermuthen ist, daß sie ihren Verfasser überleben dürften?
4. kommt auch noch in Betrachtung, ob ein Werk, sowohl seinem Inhalt als seiner Form nach, von einer Art sey, die nur für eine einzige, oder auch für einige wenige Classen von Lesern taugt und bestimmt ist? Oder ob die ganze Lesewelt, wenigstens der größte Theil derselben, das Publicum ist, auf welches der Autor und sein Verleger Rechnung machen können? Denn auch dieser Umstand versichert dem letztern einen sehr überwiegenden Vortheil.

12.

Auf Seiten des Verlegers ist natürlicher Weise nicht alles reiner Gewinn, was in die Kasse fällt. Von diesem letztern muß, außer den eigentlichen Verlagskosten für Papier, Druck, Kupfer u. dgl. noch abgezogen werden:

1. Die Rata von dem Interesse des Capitals, welches der Verleger zu seiner Handlung überhaupt vonnöthen hat, und worunter ich der Kürze halben, alle Ausgaben begriffen haben will, die mit Führung eines ansehnlichen Buchhandels, vermöge der Natur der Sache, verbunden sind,

2. die gewöhnlichen 33⅓ pr. %, die er den Buchhändlern, die ihm seinen Verlag abnehmen, bewilligen muß,
3. der etwanige Schaden und Verlust, den er von schlechten Zahlern zu erleiden hat,
4. der Schaden der Defect werdenden Exemplarien.

13.

Hingegen muß auch in Betracht gezogen werden, daß bey einem Buche, bey dessen Verfasser die § 11 angeführte Umstände statt finden, der Absatz so zuverlässig und beträchtlich ist, daß der Verleger, wofern er anders die Auflage nicht unmäßig groß gemacht hat, keine Gefahr laufe einen Theil (geschweige einen beträchtlichen Theil) seiner Exemplarien in die Maculatur werfen zu müssen.

14.

Wiewohl es nun, nach allen den Umständen, welche laut §§ 11 und 12 sowohl auf Seiten des Autors als Verlegers zwar in Betrachtung kommen, aber nicht alle genau berechnet werden können, sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich ist, ein ganz reines Verhältniß anzugeben, wornach die Beziehung des Gewinns, den der Verleger mit einem beliebten und gangbaren Artikel macht zu dem Honorar des Schriftstellers bestimmt werden könnte: so dienen sie doch wenigstens dazu, das Urtheil der Billigkeit zu leiten und es einem jeden Unbefangenen, vor der Hand, wenigstens wahrscheinlich zu machen:

„daß ein Verleger keine Ursache hätte sich über Unrecht zu beklagen, wenn ein Gesetz gegeben würde, welches das Honorar eines für vorzüglich geachteten Nazional-Schriftstellers auf die Hälfte des reinen Gewinns setzte, der dem Verleger, nach Abzug der genau zu berechnenden und nach billiger Schätzung der nur en gros anzugebenden, aber ebenfalls abzuziehenden Auslagen, Kosten und Schaden übrig bleiben".

15.

Dieser Satz wird, wenn ich nicht irre, etwas mehr als wahrscheinlich werden, wenn wir uns einen noch bestimmtern und anschaulichen Begriff von der Sache zu machen suchen, welches durch ein paar Beyspiele am besten wird geschehen können. Wir wollen also den Fall setzen,

ein Verleger honoriere einen Schriftsteller – von welcher Qualität kann hier gleichviel gelten — für ein Werk von derjenigen Art, die (besonders damahls) am meisten Leser finden, mit 500 Reichsthaler; er lasse dasselbe in einem eleganten Format und Aeußerlichem so abdrucken, daß es ungefehr 60 bis 62 Bogen ausmache, setze den Ladenpreis nur auf 2 Rthlr. 12 ggr. und verkaufe (eines mehrfältigen Nachdrucks ungeachtet) binnen 20 Jahre nur 3000 Exemplare davon.

Dieses als Hypothese oder Thatsache vorausgesetzt, wird folgendes Schema, worin alles, der bessern Bequemlichkeit wegen, mit runden Zahlen angegeben ist, das Verhältniß des Honorars zum reinen Gewinn des Verlegers ziemlich anschaulich machen.

Ausgabe des Verlegers.		Rthlr.
Honorarium an den Autor		500
Papier zu 3000 Exempl. Zwei und Sechzigmahl = 37⅕ Ballen à 16 rthlr. in runder Zahl		600
Setzer und Druckerlohn auf höchste berechnet		400
Vier Kupfer		200
		Rthlr. 1700
Einnahme desselben.		
3000 Exempl. à 2 rthlr. 12 ggr. nach Abzug des Rabat mit 33⅓ pr. %		5000
Hievon die obige Ausgabe abgezogen verbleibt .	Rthlr.	3300
Noch weiter hievon abgerechnet,		
a) die Interessen für das ausgelegte Capital auf 5 Jahre, binnen welchen dasselbe remboursiert ist, à 5 pr. % ungefehr	Rthlr. 300	
b) für alle übrigen faux-frais (vermuthlich viel zu hoch angesetzt)	1500	
	Rthlr. 1800	

So verbleiben nach Abzug dieser 1800 Rthlr. noch immer Rthlr. 1500, die ich für einen Profit rechnen zu können glaube und wogegen sich das Honorar des Autors verhält wie 1 zu 3. Dieser könnte also auch (wie vielleicht der Fall war) 50 Louisd'or mehr empfangen haben, und der größere Gewinn würde noch immer auf Seiten des Verlegers gewesen seyn. Wollte man mir einwenden: „Der Autor habe billig in Anschlag zu bringen, daß er seinen Antheil von dem Verleger voraus und auf Einem Brete empfangen habe, und dieses Capital, wofern er ein guter

Wirth sey, binnen 20 Jahren habe duplieren können; da hingegen der Verleger seinen Gewinn nur nach und nach in unbedeutenden kleinen Summen bezogen habe: so wüßte ich zwar nichts dagegen zu sagen: glaube aber, der Verleger müßte seines Orts kein sehr guter Wirth gewesen seyn, wenn er von einem Buche, daß bey seiner Erscheinung viel Sensazion machte und von jedermann gelesen wurde, in zwanzig Jahren nicht mehr als 3000 Exempl. abgesetzt hätte. In der That ist dies so wenig wahrscheinlich, daß man die Vermuthung, daß er innerhalb eines so langen Zeitraums eher ein Tausend Exempl. oder mehr habe nachschießen lassen, viel weniger unglaublich finden wird. Noch ein andres Beyspiel wird vielleicht noch einleuchtender darthun, wie sehr in Rücksicht des Gewinns, der mit litterarischer Waare zu machen ist, das Uebergewicht auf Seiten des Verlegers sey. Wir wollen annehmen, dieser bekomme von einem bekannten Schriftsteller ein zwar bereits abgedrucktes, aber noch immer gesuchtes und ziemlich allgemein geschätztes Werkchen in Verlag, und bezahle demselben dafür 64 gute wichtige Ducaten, die wir zu 3 Rthlr. das Stück, zu 192 Rthlr. berechnen wollen. Setzen wir ferner: er lasse es in einem kleinen Format auf 32 Bogen abdrucken, mache die Auflage 1500 Exempl. stark und setze sie binnen 5 Jahre ab. Der Ladenpreis soll nur Einen Reichsthaler, und die Auslagen für Papier und Druck, aufs höchste gerechnet, 320 Rthlr. betragen. Die Einnahme wird also, nach Abzug des gewöhnlichen Rabatts, Tausend Reichsthaler, und also, wenn wir die faux-frais auch auf 40 pr. % rechnen, das Honorarium des Autors noch immer um 300 pr. % übersteigen. Setzen wir nun vollends den Fall, der Verleger sey durch einen Contract berechtiget nach Verfluß der besagten fünf Jahre eine neue Auflage zu machen, und den Autor dafür mit 32 Ducaten abzufinden: so werden wir (wofern diese Beyspiele für Maßstäbe des gewöhnlichen Verhältnisses zwischen dem Profit der Verleger und der Autoren gelten können) gestehen müssen, daß die erstern gewöhnlich mit den letztern ziemlich ungleich theilen.

16.

Ich sage dies nicht, um den Verleger zu verunglimpfen: im Gegentheil, ich sehe sehr wohl ein und gestehe, meines Ortes, gerne zu, daß sie (zumahl in Teutschland, wo der Buchhandel noch mit so mancherley druckenden und nachtheiligen Umständen umgeben ist) einen ansehnlichen

Gewinn machen müssen um bestehen zu können, und daß es ihnen wohl zu gönnen ist, wenn sie durch einen Schriftsteller wieder gewinnen, was sie an drey andern verlohren haben, wiewohl diese letztere Rücksicht den guten Schriftsteller nichts angeht und keinen gültigen Grund abgeben kann, warum er für die schlechten oder für die verunglückten Spekulazionen eines Verlegers büßen soll.

Wie dem aber auch seyn mag, ich habe Nichts dagegen, daß der reine Gewinn des Verlegers an einer oder zwei Auflagen das Honorar des Autors um 100, 200 oder noch mehr pro Cent übersteige: ich behaupte nur,

> „daß ein Verleger, der an einer oder zwey, auch wohl noch mehreren Auflagen eines Werks beträchtlich gewonnen hat, sich darum kein ausschließliches Eigenthums-Recht an dieses Werk, am allerwenigsten gegen den Autor und wider seinen Willen anzumaßen befugt sey".

Der für ihn, den Verleger, sehr glückliche Umstand, daß er viel daran gewonnen hat, mag zwar den sehr natürlichen Wunsch, noch mehr damit zu gewinnen, in ihm erregen, kann ihm aber kein Recht, geschweige ein Zwangsrecht geben, wodurch er den Autor verhindern könnte, über eine neue Ausgabe seines Werks nach seiner Convenienz zu disponieren.

Die Unläugbarkeit dieses Satzes wird durch folgendes in ein noch helleres Licht gestellt werden.

17.

Es gehört, unglücklicher Weise, unter die Mängel unserer Gesetzgebung, daß wir in Teutschland kein allgemein gültiges Positives Gesetz haben, wodurch genau bestimmt wäre, was in allen streitigen Fällen, die zwischen Autor und Verleger vorkommen können, Rechtens seyn solle.

Die bürgerlichen Gesetze, wodurch in allen andern gewöhnlichen Fällen das Recht des Eigenthums entschieden wird, lassen sich ohne die größte Unfüglichkeit und Ungerechtigkeit auf das mercantilische Verhältniß zwischen Autor und Verleger nicht anwenden: weil es mit den Producten des Geistes und der Industrie der Gelehrten und Schriftsteller eine ganz andere und in wesentlichen Puncten verschiedene Bewandtniß hat, als mit allen andern Natur- und Kunst-Producten, die ein Gegenstand des Handels und gegenseitigen Verkehrs unter civilisierten Menschen sind.

Es bleiben also keine andere Gesetze zu Bestimmung dessen, was zwischen Autor und Verleger recht ist, übrig, als die Grundregeln der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit, vermöge welcher

1. bey einem Contract der Vortheil, so viel die Natur der Sache zuläßt, auf beyden Theilen gleich seyn soll, folglich
2. kein Theil den andern gefähren oder übervortheilen darf, auch
3. nicht erlaubt ist, daß ein Theil von der Unwissenheit, der Unerfahrenheit oder dem gutherzigen Zutrauen des andern, zu seinem größeren Vortheil und zu des andern Schaden, Gebrauche mache; sondern (selbst nach den positiven Gesetzen) ein Contract alle Rechtsgültigkeit verliert, sobald einer der Contrahenten beweisen kann, daß ihm (aus einer der angeführten Ursachen) eine enorme laesion daher entstehen würde.

18.

Wenn also — um die Anwendung hier auf die vorliegende Frage zu machen — ein Verleger beweisen könnte, daß er an dem Werke eines Autors nichts gewonnen, oder gar Schaden gehabt hätte, so könnte ihm von Rechts und Billigkeit wegen nicht verwehrt werden, wenn er wollte, den Versuch zu machen, ob er sich, bei vielleicht in der Folge sich veränderten Umständen, an einer neuen verbesserten Auflage des ehmals verunglückten Werks seines Schadens erhohlen könne; und der Autor würde in diesem Falle wider alle Billigkeit handeln, wenn er sich zu einer solchen Entschädigung nicht bequemen wollte. Ja, ich lasse (da es zu dem gegenwärtigen Zweck nicht gehört) dahin gestellt seyn, ob es nicht Fälle geben könnte, wo ein Verleger wegen eines ohne seine Schuld erlittnen enormen Schadens sich geradezu an den Autor, der daran Schuld wäre, zu halten befugt seyn dürfte.

19.

Wenn hingegen der Verleger nicht in Abrede seyn kann, an einer Auflage eines Buches nicht nur keinen Schaden erlitten, sondern noch ein Nahmhaftes mehr gewonnen zu haben als das Honorarium des Autors betrug: so ist der Autor quitt mit ihm, und es ist nicht der mindeste Rechtsgrund in der Sache vorhanden, warum ihm der Absatz der ersten Auflage ein ausschließliches Recht an eine zweyte geben sollte; oder, falls der Autor so gefällig gewesen wäre, ihm gegen ein geringes Honorar noch eine zweyte, oder wohl gar eine dritte Auflage zu ge-

statten, wie eine solche Gutmüthigkeit oder Nachgiebigkeit des Autors (der ohnehin dabey sehr beträchtlich zu kurz kommt) dem Verleger die Befugniß geben könnte, dem Autor zu verwehren, sich seines Rechtes zu bedienen und eine dritte oder vierte Auflage, von wem es ihm beliebte, machen zu lassen.

20.

In der Sache selbst ist also Nichts, was dem Autor im vorliegendem Falle die Hände bände. Aber wie, wenn er sich selbst sua culpa, die Hände gebunden, wenn er sich mündlich oder schriftlich bey der ersten Transaction über sein Manuscript anheischig gemacht hätte, es dem Verleger, gegen das bloß für die erste Ausgabe empfangene und bloß mit dem Gewinn derselben in einiger Proporzion stehende Honorarium, auf immer zu überlassen? — So sage ich: Nimmermehr würde ein Autor, der bey seinen fünf Sinnen ist (falls ihn nicht etwa irgend eine große Noth zwingt sich alles gefallen lassen zu müssen) sich zu einem so leoninischen Vertrag verstehen, wofern ihn nicht gänzliche Unkunde des Buchhandels, eine zu geringe Meynung von dem mercantilischen Werth seines Werkes, vielleicht auch ein zu großes Vertrauen in die vorgebliche Freundschaft seines ihm in praktischen und kaufmännischen Künsten unendlich überlegenen Verlegers dazu verleitet hätten. Ich könnte sehr éclatante Beyspiele anführen, wenn ich hierüber ins Detail gehen wollte. Aber es bedarf keyner Beyspiele, wo die Billigkeit so laut für den allgemeinen Satz spricht: daß eine Zusage, wobey der Vortheil ganz auf der einen Seite und der Nachtheil ganz auf der andern ist, schon an sich null und nichtig ist und keine wirkliche Verbindlichkeit hervorbringen kann. Selbst der förmlichste Contract, der dem Verleger eine so disproporzionirte Ueberlegenheit einräumte, würde von keiner Kraft seyn, da er gegen die wesentlichste Bedingung aller Contracte, die auf Billigkeit gegründet seyn müssen und nur in so ferne gültig sind, so gröblich verstieße.

21.

Wenn nun aus allem bisher gesagten, wie ich glaube, deutlich erhellet, „daß eine Verlagshandlung, nachdem sie von einem Werke eine oder mehrere Auflagen mit beträchtlichem Gewinn abgesetzt, und den Autor dafür mit einem für diese besagten Auflagen allenfalls billigmäßigen, aber mit einer gänzlichen, unbedingten und dem Autor alle künftige Disposizion über sein eigenthümliches Werk beneh-

menden Cession keineswegs in Proporzion stehenden Honorario renumeriert hat, — sich schlechterdings keines ausschließlichen Zwangsrechts auf den alleinigen, immerwährenden Verlag dieses Buches anzumaßen habe, und eine solche Anmaßung auf irgend ein natürliches oder bürgerliches Gesetz, oder auf die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit so wenig begründen könne, daß diese vielmehr offenbar für das Recht des Autors entscheiden; so wird die Frage: ob eine Verlagshandlung, unter Voraussetzung aller obigen Umstände, von darum, weil sie sich viele Jahre lang im Besitze der meisten Werke eines Autors befunden, und daraus einen considerabeln Gewinn gezogen hat, ein ausschließliches Eigenthumsrecht an diese Werke gegen den Autor selbst geltend machen und ihn rechtmäßiger Weise verhindern könne, eine von Publico längst gewünschte allgemeine, vollständige und vollendete Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, so wie er sie der Nachwelt zu hinterlassen gedenkt, noch bey seinen Lebzeiten zu veranstalten? und wenn sie dieses zu verhindern kein Recht hat, ob sie wenigstens befugt sey, dem besagten Autor das Recht, eine solche Ausgabe einem andern Verleger zu überlassen, streitig zu machen, und sich (unter übrigens gleichen Bedingungen) ein ausschließliches Vorzugs-Recht an selbige zu praevalieren?"
ich sage, diese Frage wird aus den bisher angeregten Sätzen leicht zu beantworten seyn. Was von Einem Verlagswerke gilt, gilt auch von vielen; diese vielen geben dem bisherigen Verleger nicht nur kein größeres Recht, sondern im Gegentheil, je ansehnlicher der Nutzen ist, den er in einer langen Reihe von Jahren aus selbigen gezogen hat, um so unbilliger würde die Anmaßung seyn, dem Autor sein Recht, eine Ausgabe von der letzten Hand von seinen sämtlichen Werken nach Willkühr und Gutbefinden zu veranstalten, streitig machen zu wollen.

Der einzige Bestimmungsgrund, der in den Augen der unpartheyischen Welt dem bisherigen Verleger eine Art von Vorzug vor andern zuzueignen scheinen könnte, läge allenfalls bloß in der Rücksicht auf eine alte vieljährige Connexion: aber diese würde die Differenz zwischen beyden bis jezt in Widerspruch stehenden Theilen (wenn anders, bewandten Umständen und vorliegenden Gründen nach, noch eine Differenz Statt finden kann) vielmehr zu einer gütlichen Unterhandlung und Auskunft, als zu einem litigiösen Handel qualificieren.

Weimar, den 5. Novemb. 1791. C. M. Wieland.

Gräff, der seinen Pütter gelesen hatte, hielt nun auch seinerseits für angemessen, durch ein ähnliches Schriftstück die Frage vom buchhändlerischen Standpunct aus zu erörtern, und nicht lange danach traf folgendes Gutachten bei Wieland ein:

Grundsätze, woraus die Weidmannischen Erben*) das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger betrachten.

1.

Ein Manuscript ist eine Frucht der Geschicklichkeit und des Fleißes seines Verfassers; ist die Darstellung der Gedanken, die ein Schriftsteller vermittelst seiner Einbildungskraft zu einem gewissen Ganzen bildet und ordnet; ist ein gelehrter bloß materieller Grundstoff; ist die Frucht einer Geisteskraft — aber ist die Fähigkeit, die Kraft eines Geistes, der Geist nicht selbst.

2.

Die Kraft des Geistes, die Früchte desselben sind ein unbestreitbares Eigenthum seines Verfassers, so lange bis er sein Eigenthumsrecht an dasselbe, einem andern überträgt. Sein Eigenthumsrecht an der Kraft (Fähigkeit) seines Geistes kann niemals veräußert werden, aber veräußerlich ist sein Eigenthumsrecht an der Frucht dieser Kraft.

3.

In so ferne ein Mscpt nun nur bloßer Grundstoff, nur die Frucht einer Geisteskraft seines Verfassers ist, in so ferne kann es nicht Grundstoff, nicht die Frucht mehrerer Verfasser seyn (ausgenommen, wenn würklich mehrere Schriftsteller gemeinschaftlich an Einem Werke so arbeiten, daß durch die Aneinanderfügung der einzelnen Theile das Ganze entsteht); und in so ferne kann ein Manuscript nicht aus dem Gesichtspunkte betrachtet werden, aus welchem andre Waare zu betrachten ist. Dieser

*) Die Grundsätze, woraus nach des Herrn Hofraths Wieland Aufsatz dies Verhältniß bestimmt wird, sind doch wol nur als die seinigen anzunehmen?

Grundstoff ist einzig, so einzig wie die Quantität einer andern Sache. Was ich mit der Quantität einer jeden andern Sache vorzunehmen berechtiget bin, bin ich berechtiget mit jedem Mspt vorzunehmen, das ich rechtmäßiger Weise — zumal unbedingt — an mich gebracht habe.

4.

Das Eigene dieser litterarischen Waaren unterscheidet sich nicht blos durch seine Art von andern Waaren; es unterscheidet sich von sich selbst. Denn zwey Mspte sind nicht ein und dasselbe, indem nicht zwey verschiedene Grundstoffe ein und derselbe seyn können.

5.

Wenn ein Grundstoff also nur einzig, wenn dieser Grundstoff veräußerlich ist, so kann er, wenn er nicht bedingt verkauft wird, auch nur Einem Eigenthümer übertragen werden; ausgenommen, wenn mehrere durch den Ankauf sich gleiche Rechte erwerben. Dies giebt jedoch der Sache, die verkauft wird, keine andre Natur; hier tritt nur eine andre Natur des Verkaufs ein. Ein Grundstoff ist also nicht als eine jede andre Kaufmannswaare zu betrachten.

6.

Ein zwiefaches Eigenthumsrecht ist wohl nicht denkbar. Ein Eigenthumsrecht läßt sich wohl nur einzig und einfach denken. Mehrere Gründe, aus welchen ich mein Eigenthumsrecht darzustellen und zu beweisen vermag, lassen sich wohl annehmen; und so ist es, wenn ein Verfasser erweiset, daß er sein Mspt. nicht nur verkauft, sondern es auch auf seine eigenen Kosten gedruckt hat. Dies erhöhet sein Eigenthumsrecht wohl, aber vervielfältiget es nicht.

7.

Das Eigenthumsrecht eines Verfassers an sein Mspt., d. i. an eine Frucht seines Geistes, an einen gewissen Grundstoff desselben, ist sehr verlierbar, d. h. veräußerlich (2). Er hat allerdings das Recht, ja er hat unter gewissen Umständen die Verbindlichkeit auf sich, sein Werk, auch nachdem es schon durch den Druck publiziret ist, noch immer, und so lange er lebt, zu verändern, zu verbessern und der möglichsten Vollkommenheit, deren es durch ihn fähig ist, näher zu bringen. Aber dieses Recht und diese Verbindlichkeit, giebt ihm das Recht nicht und legt ihm die Verbindlichkeit nicht auf, sein ehemaliges Mspt. mit solcher Verände-

rung, Verbesserung und Vervollkommnung versehen, an einen andern zu verkaufen. Diese Veränderungen, Verbesserungen und Vervollkommnungen sind, unter gewissen Umständen, auf der einen Seite etwas Unzertrennliches von dem völligen Eigenthumsrecht eines Verlegers, sowie derselbe auf der andern Seite verpflichtet ist, dasjenige hier zu thun, was sein Eigenthumsrecht mehr bewahren und durchaus unverletzlich erhalten kann.

8.

Es ist dargethan, daß ein Autor sein Mspt., (die Frucht seines Geistes [2]) veräußern kann. Freylich kann er dem Käufer desselben (dem Verleger) aber kein ausschließliches Recht geben, welches den Effect hätte, andre zu verhindern, sein Werk so viel und oft und um welchen Preis als ihnen gefällig ist, nachzudrucken; allein dieses Nichtrecht (besser wohl: dieses Unvermögen), das auf Mangel eines gewissen positiven Gesetzes, auf der eingeschränkten Macht eines Autors und andrer unfähiger Menschen, Gesetze zu geben, beruhet, kann den Autor im mindesten nicht hindern, sein Mspt. zu verkaufen, auf was für eine Weise er wolle. Auch macht dieses Unvermögen des Autors das Eigenthumsrecht eines rechtmäßigen Verlegers keinen Augenblick ungewiß und bestreitbar, wenn der Autor nach Verlauf kürzerer oder längerer Zeit meynet, das unbedingt verkaufte Mspt. (die zu veräußernde Frucht des Geistes) gehöre ihm immer noch. Geht nach den allgemein gültigen Gesetzen, (den Gesetzen, die man von Anfang des Buchhandels bis itzt allgemein zur Norm annahm, und die in Ermangelung positiver Gesetze, stillschweigend eben die Rechtskraft erhielten, die positive Gesetze haben können) das Eigenthumsrecht eines Autors durch die Veräußerung der Frucht seines Geistes (2) auf den Buchhändler über, der ihm diese Frucht abkauft, so ist es diesem unverwehrt, was für Maaßregeln er (so lange er natürlich durch nichts das ihm unverletzlich zustehende Recht verwirkt) zu seinem größern Vortheil nehmen wolle. Er kann also, wenn es nicht zufolge eines Vertrages mit seinem Autor widerrechtlich ist, die Auflage so groß machen, d. i. eine so große Anzahl Exemplarien drucken lassen als er will. Nicht so kann ein Autor, wenn er sein Mspt. unbedingt verkauft hat, früher oder später sagen: ich habe dir, freylich stillschweigend, nur die Erlaubniß ertheilt, so und soviel Exempl. nur zu drucken. Sagen läßt sich dies inzwischen wohl; aber daraus kann weder eine Vollgültigkeit für den Autor noch wider das unbestreitbare Eigenthumsrecht des Verlegers hergeleitet werden.

9.

Das Eigenthumsrecht des rechtmäßigen Verlegers ist demnach zwar unbestreitbar und unverletzlich, aber er hat es nicht immer auf eine und die nämliche Art erhalten. Ist nun die Frage: worinn besteht denn diese Verschiedenheit hier? — so ist die Antwort: er hat es entweder bedingt oder unbedingt überkommen; d. i. er hat mit seinem Schriftsteller einen Vertrag oder keinen Vertrag gemacht. Hat er keinen Vertrag gemacht, so ist sein Eigenthumsrecht um so mehr außer allem Zweifel, je weniger dargethan werden kann, daß er sich durch irgend etwas einer endlichen Begebung desselben unterworfen habe. Zwar er kann, nach Beschaffenheit der Umstände, auch ohne Vertrag verbunden seyn, dem Verfasser bey einer neuen Auflage des Werkes noch etwas zu vergüten; aber mit Recht kann man ihm den Nießbrauch, den er daran hat, nicht entwenden. Die Entwendung würde hier eigentlich in der Anmaßung des gelehrten Grundstoffes und des darauf ruhenden eigenthümlichen Verlagsrechts, das, nachdem er dem Autor diesen Grundstoff unbedingt abgekauft hat, sein Eigenthum ist und bleibet, bestehen.

Hat er einen Vertrag gemacht, so ist sein Eigenthumsrecht zwar nicht minder außer Zweifel; aber er hat hingegen Verbindlichkeiten auf sich, denen nachzukommen er verbunden ist. Handelt er hier widerrechtlich, d. i. handelt er wider das, was ihm als Pflicht oblieget; so ist er zwar immer zur Rechenschaft zu ziehen und dahin zu halten, alles das zu ersetzen, was er durch Verletzung seiner Verbindlichkeiten dem Verfasser entzog; aber dennoch wird keine gerechte Obrigkeit sich befugt achten, ihm zur Bestrafung sein Eigenthum zu nehmen und es dem Verfasser wieder zu erkennen. Die Strafe wird nur immer dem Werth der Beeinträchtigung angemessen seyn können. Ein anders ist es, wenn der zwischen Schriftsteller und Buchhändler statthabende Vertrag ausdrücklich besagt, daß bey einer den Buchhändler zu überführenden Beeinträchtigung, derselbe seines Eigenthumsrechts verlustig sey. Hier kann er (der Buchhändler) wider die Vollziehung desjenigen, dem er sich so bedingt unterwarf, nichts einwenden.

10.

Kann nun ein Autor (d. i. ist er befugt) sein Mspt. bedingt verkaufen, so ist die Frage: ob irgend eine Obrigkeit ihm vorschreiben kann, wie er seine Bedingungen machen solle gleichviel ob zu seinem größern

oder geringern Vortheil. Wird sich keine Obrigkeit befugt halten, einem Autor hierüber Vorschriften zu machen, wie sollte sie sich dann ein Recht anmaßen können, den Verleger, der ein Mspt. unbedingt an sich kaufte, zur Rechenschaft darüber zu ziehen, daß er so viele 100 oder so viele 1000 Exemplarien habe abdrucken lassen, gleichviel auf Ein Mal oder zu mehreren Malen?

11.

Es ist zwar einzuräumen, daß eine Landesobrigkeit sich vielleicht befugt halten dürfe, dem Autor und seinem Verleger künftig positive Gesetze zu machen. Aber könnten diese Gesetze auf Unterhandlungen angewandt werden, die vor mehreren Jahren statt hatten? auf Mspte, die vor langer Zeit unbedingt verkauft wurden?

12.

Aus allem dem dürfte denn wohl sehr deutlich erhellen, daß ein Autor, wenn er sein Mspt. einmal unbedingt verkauft hat, durchaus keine Ansprüche weiter an dem Eigenthumsrechte machen kann; denn was ihm, nach Beschaffenheit der Umstände, bei vorkommenden Streitigkeiten von der Landesobrigkeit, nach der Billigkeit, auch immer noch als Vergütung möge zuerkannt werden können, so ist das Eigenthumsrecht des Verlegers dennoch keinesweges im geringsten zu verletzen. Es würde also keine geringe Verletzung seyn, wenn ein Autor die mehreren einzelnen Werke, die ein Buchhändler unbedingt an sich gekauft hatte, früher oder später in einer gleichförmigen oder veränderten Gestalt unter dem Titel: sämmtliche Schriften, noch einmal an einen andern Buchhändler, gleichviel bedingt oder unbedingt verkaufen wollte.

Was nun auch immer von einigen Schriftstellern oder Buchhändlern, die es ihren Absichten gemäß achten, für Scheingründe, als da sind: Unveräußerlichkeit ihres Eigenthums an Geisteswerken, unproportionirliches Verhältniß zwischen den Vortheilen der Autoren und den Vortheilen der Buchhändler, ansehnlicher Gewinn, den die Buchhändler machen können, u. d. m. — angegeben werden mögen, so können sie das Eigenthumsrecht des Verlegers doch keinesweges zweydeutig machen, und eine weise Landesregierung wird Scheingründe immer nur für das annehmen, was sie sind, und sie nach Verdienst in ihre Schranken führen. Vielleicht

dürfte es überhaupt ganz unnütz und unnöthig seyn, da nur in irgend etwas Rede und Antwort zu geben, wo niemand befugt ist, Rede und Antwort zu fordern. Ebenso möge man dem Buchhändler immer vorcalculiren, was man wolle; seine Verbindlichkeit, darauf ja oder nein, dies oder jenes zu antworten, wird man wol nicht erweislich machen können.

Es ist den Autoren ja übrigens unverwehrt, mit ihren noch unverkauften Mspten zu machen, was ihnen beliebt; es mag auch, wie schon gesagt, einer jeden Landesregierung wohl zustehen, ihren Autoren und ihren Buchhändlern vorzuschreiben, wie künftig ihre gegenseitigen Verhältnisse und Rechte seyn sollen, allein das Nachkommen solcher Gesetze darf doch wol nur in dem Lande beobachtet werden, wo die Gesetze statt haben, und wenn Autor und Verleger beyde in diesem Lande sind? Auch angenommen, daß solche Gesetze in ganz Deutschland allgemein würden, wird ein Autor deßhalb schon verbunden seyn, künftig noch Bücher zu schreiben? wird es ihm nicht frey stehen, seinen Geist rasten und seine Feder liegen zu lassen? Muß er noch fernerhin arbeiten, wenn ihm gleich die vorgeschriebene Taxe nicht behagt und genügt, und wenn er gleich nicht nöthig hat, sich um mehreren Erwerb zu kümmern?

So wenig solche Gesetze also den Autor zwingen könnten, fernerhin zu schreiben, wenn er keine Lust dazu hat, oder wenn der Zustand seiner Finanzen es nicht nothwendig macht; ebensowenig würde auch ein Buchhändler zu zwingen seyn, künftig noch mehrere Bücher zu verlegen. Das daseyende Gesetz würde doch nur insoferne geltend gemacht werden können, als man künftig noch schriebe und noch verlegte, also nur insoferne als würklich etwas geschiehet, nicht in Beziehung auf das was geschehen könnte.

Man denke sich einmal solche Gesetze, die einem großen Theil von Autoren sowohl als Buchhändlern nicht behagen und nicht genügen möchten; was würde daraus erwachsen? Dieß: Begüterte Autoren würden alles fernere Schreiben aufgeben; begüterte Buchhändler alles fernere Verlegen. Geschähe dies in der That, so lassen sich sehr leicht Folgen gedenken, die früher oder später gewiß mehr oder weniger statt haben würden; der Fortgang der Litteratur und der Wissenschaften würde gehemmt werden; begüterte Buchhändler würden sich mit demjenigen begnügen, was sie schon erworben hätten und unbegüterte würden aus mancherley Ursachen, mehr in Verfall als in Aufnahme kommen. Sichtbar würde der Verfall alles desjenigen seyn, was wie Litteratur, Wissenschaft,

Schriftstellerei, Buchhandel u. s. w. wie eine künstliche Kette zusammenhängt, daran nicht ein Glied verletzt werden darf, wenn das Ganze nicht endlich ein Nichts werden soll; denn der Theil der Autoren, der, so zu sagen, künftig noch moralisch leben würde und der Theil von Buchhändlern, der vielleicht noch im Stande wäre, etwas zu unternehmen und der das Hinzudrängen und Ansichreißen nach seinen Grundsätzen und Gefühlen nicht verwerflich fände — diese Theile würden das Ganze doch wahrlich nicht auf immer dauerhaft erhalten, geschweige noch besser und dauerhafter machen können.

Gräff vertheidigte seine gute Sache weniger gewandt als Wieland seine schlechte. Aber auch wenn diesem sein Widersacher ebenbürtiger gegenübergetreten wäre, so erschien es doch als ein vergebliches Bemühen, den hartnäckigen Dichter zu bekehren, ebenso wie dieser fruchtlos neunzehn Quartseiten gefüllt hatte, daß den Leipzigern die Richtigkeit seiner Ansichten endlich klar werde. Beide Theile bleiben fest, der Versuch Göschens, der vermittelnd eintreten und durch gemeinschaftlichen Verlag der Wielandschen Werke den Streit ausgleichen möchte, schlägt fehl: die Denkschrift, die er Gräff einschickt, findet eine scharfe Abfertigung. Jetzt sind der Worte genug gewechselt, und man denkt beiderseits daran, nun endlich Thaten sehen zu lassen.

Es ist nicht die Absicht, Weiteres über die nun in Göschens alleinigem Verlage erscheinenden Werke unseres Dichters, über die daraufhin von der Weidmannschen Buchhandlung bewerkstelligte Preisermäßigung der in ihrem Verlage erschienenen Einzelausgaben, sowie über den zwischen den streitenden Parteien ausbrechenden für die Weidmannsche Buchhandlung ungünstig ausgehenden Proceß zu sagen. Eben so scheint es nicht geboten, den etwa in den weiter noch vor-

liegenden Briefen gegebenen Stoff zu benutzen. Denn gestehen wir es: was uns das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller gemüthlich nahe gebracht, das ward mit dem alten Reich begraben. An die Stelle des Behagens, das uns der freundschaftliche und buchhändlerisch-literarische Verkehr zweier tüchtigen Männer eingeflößt, trat dann das Interesse an der Umwandlung des Dichters, den der Tod des älteren Freundes aus dem Verhältniß zu der ehrwürdigen Leipziger Firma hinüberführte in engere Verbindung mit dem aufstrebenden Göschen. Und wie nun die Ansichten der beiden Parteien, sich schärfer zuspitzend, in den zwei Denkschriften ihren ausführlichsten Ausdruck gefunden haben, schwindet unser Interesse mit dem Bewußtsein, daß sich ferner ein Ausgleich nicht zeigen werde. Noch liegen zwar einige zum Theil ausführliche Briefe vor — die letzten aus dem Jahr 1805 — aber sie geben uns nur den alternden Dichter, wie er das geschäftliche Verhältniß nicht ohne Mühe aufrecht erhält. Vor allem bereiten ihm seine Uebersetzungen manche Sorge. Wie gerne erlebte er auch von ihnen eine Gesammtausgabe! Wiederholt regt er diesen Plan an, macht er seine Vorschläge, er selbst wie mittelbar durch den dazu abgeordneten Böttiger. Die Ironie des Schicksals aber hat die Erfüllung dieses Wunsches Wieland versagt.

Mag daher zum Schluß nur eine kurze Rückschau noch gestattet sein.

Die Ansicht, daß das vom Verleger gezahlte Honorar wenig im Einklang stehe mit dem Werthe des jeweilig gelieferten Manuscriptes und dem Gewinne des Verlegers, wird zwar auch bei modernen Schriftstellern nicht selten gefunden, aber sie bewegt sich dann zumeist in den bescheidenen Grenzen eines stillen Grolls, und nur ganz ausnahmsweise kommt der

Gedanke, sich durch Selbstverlag die Vortheile des Buchhändlers und Schriftstellers gleichzeitig zu sichern, zur Ausführung. Ja, man darf sagen, daß der Weg des Selbst- oder Commissionsverlags von dem Autor nur ungern und regelmäßig erst dann gewählt wird, wenn es unmöglich schien, die begrüßte Firma von der Absatzfähigkeit des Buchs zu überzeugen. Auch dann liebt man es, den Commissionsverlag nicht offenkundig werden zu lassen. Weiß man doch, wie der Bücherkäufer aus dem Namen des Verlegers gern auf den Werth des neuangekündigten Werkes, aus dem Commissionsverlag aber mehr auf den Wunsch sich gedruckt zu sehen als auf die innere Nothwendigkeit der erscheinenden Schrift zu schließen pflegt.

Wie anders war das in den Zeiten des alten Reich! Verleger und Schriftsteller standen sich nur allzuhäufig schroff gegenüber. Nicht der Nachdruck der Geschäftsgenossen allein machte Jenem manche Sorge, auch die Autoren gaben Anlaß zu Klage und Argwohn. Das Streben nach Selbstverlag fand in mancherlei Weise seinen Ausdruck, theils, daß man allein, auf die Unterstützung guter Freunde bauend, theils in großer Genossenschaft sich auch der Vortheile des Verlegers zu vergewissern bestrebt war. Wenn man sich des Buchhändlers noch irgendwie glaubte bedienen zu müssen, so war es höchstens die Form des Commissionärs, zu dem er wohl verwendbar erschien. Auch die besten Köpfe huldigten diesem Streben. Bürger, Voß und Herder, Merck, der aus dem Selbstverlag des „Götz" einen „guten Vortheil" erhoffte, Lessing in seiner Verbindung mit dem Hamburger Bode, mögen hier als Beispiele genannt sein. „Wie?" ruft Lessing aus, „es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfs so einträglich zu machen sucht, wie nur immer

möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß — seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken zu haben?" Nach Lessings Meinung sollen inskünftig die Bücher auf Kosten der Schriftsteller gedruckt werden, „aber die Subscription geht lediglich durch die Hände der Buchhändler". Diesem Streben nach Selbstverlag giebt die „Hamburgische Dramaturgie" in sofern Ausdruck, als das Theater die Unkosten trug, „in der Hoffnung, aus dem Verkaufe der Stücke wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten". Der Nachdruck brachte dann, wie Lessing klagt, das Unternehmen zum Stocken und endlich zum Fall.

Wielands schriftstellerisches Leben zeigt diese stets wiederkehrende Sehnsucht, sich auch die Vortheile des Verlegers zu sichern, zu den verschiedensten Zeiten. Daran, daß der Einfall des jungen Mannes, in Zofingen eine Buchhandlung zu gründen, nicht zur Ausführung kommt, trägt nur die Biberacher Berufung die Schuld; aus dem Dunstkreis der schwäbischen Heimath eilt dann der Gedanke an Selbstverlag dem künftigen Professor voraus nach Erfurt, und obgleich er Orell, Geßner und Comp. schon lange kennt und Reich seit kurzem gebührend zu schätzen Gelegenheit gefunden hat, so spuken noch die alten Wünsche, um dann im Merkur verkörpert zu werden. Die Dessauer Verlagskasse aber, deren Verlagsberichte der Merkur nicht ohne Behagen veröffentlicht, giebt dem Dichter Gelegenheit, die zweifelhaften Vortheile kennen zu lernen, welche die deutsche Gelehrtenrepublik auf dem Gebiete verlegerischer Thätigkeit darbot.

Daß der Schriftsteller den Versuch machte, den Nutzen sich anzueignen, welchen der Buchhändler bisher durch ihn genoß, wer hätte etwas dawider haben wollen? „Ich würde mir

nie einfallen lassen", sagt Reich in einer seiner trefflichen Flugschriften, „mich diesem Unternehmen zu widersetzen, denn wie kann ich jemandem verdenken, wenn er glaubt, gewisse Mittel vor sich zu sehen, wodurch er seinen zeitlichen Wohlstand befördern könne, und dieselben ergreift". Aber daß dies Bestreben nicht frei blieb von Gehässigkeit, mehr noch, daß man, um sich von der lästigen Verbindung zu lösen, offenbares Unrecht nicht scheute, daraus erwuchs dem Verlagsbuchhändler Verdruß und Gefahr zugleich. Unbedenklich warf man geschlossene Verträge um, oder man deutelte die übernommenen Verpflichtungen, und der schutzlose Verleger gab dann meist nach, aus Furcht, Erworbenes zu verlieren oder durch Festhalten am eingenommenen Standpunkt eine erwünschte Verbindung zu gefährden.

Auch in dieser Beziehung bietet Wieland ein treffliches Bild seiner Zeit. Daß er seine Züricher Verleger, denen er vielen Dank schuldig und deren einem er persönlich befreundet war, in ärgerlicher Stimmung ziemlich indolente Buchhändler nannte, das sei ihm verziehen; aber auch die schwärmerische Freundschaft Fritz Jacobi's vermag nichts an der Thatsache zu ändern, daß der Neudruck des Agathon ein widerrechtlicher Nachdruck blieb, so lange der Dichter seinen den Zürichern gegenüber erwachsenen Verpflichtungen nicht nachkam. Er, dem wie dem Altengleicher Amtmann das Wort Nachdrucker gleichbedeutend mit Lumpenhund vorkommen mochte, findet dann abermals nichts dabei, wenn er die an Weidmanns Erben und Reich verkaufte Musarion seinen auserlesenen Gedichten einverleibt und wie dann der Uebergang zu Göschen mit Gründen gedeckt sein will, ist die Lehre vom contractus leoninus leicht aufgestellt, wonach der Schriftsteller, der sich von seinem Verleger übervortheilt glaubt, von seinem Verpflichtungen völlig entbunden ist. Die alte Firma aber steht

solchen Bestrebungen machtlos gegenüber. Werke, die für alle Auflagen ihr Eigenthum sein sollten, muß sie neu honoriren, unter dem Druck der auf ihr lastenden Unsicherheit erhöht sie nachträglich Honorare, ja sie ist nachgiebig genug, um Behauptungen Wielands, die sie aus dem eigenen Briefwechsel als irrig widerlegen könnte, stillschweigend als richtig anzuerkennen. Begreiflich, wenn in solcher Lage dem gepeinigten Verleger der Gedanke aufsteigt, das allgemeine Uebel auch einmal für sich auszunützen, weniger zu eigenem Vortheil, als aus Rache gegen den abtrünnigen Autor. Und auf diesem Gebiet unerfreulicher Thätigkeit begegnen sich dann wieder Schriftsteller und Verleger. Aus dieser Quelle fließen die Vorschläge, die von Zürich aus an Reich gelangten, in gleicher Weise räth Wieland dem alten Philipp Erasmus zum Nachdruck, ebenso wie schon das Statut des ersten Buchhändlervereins den Nachdruck in Aussicht genommen hatte (1765). Welcher Art die dann 1785 „entamierte Confoederation gegen die Kayserl. und Reichsbücherräuber" war, zu der Wieland Reich Glück wünscht, wissen wir nicht, aber es erscheint uns unzweifelhaft, daß ein Mann von solcher Strenge nur mit Nachdruck drohte, um die Freibeuter zu schrecken. Klingt es doch wie Scherz, wenn Reich in der durch Klopstock's Anzeige einer Gelehrtenrepublik hervorgerufenen, hie und da liebenswürdig humoristischen Flugschrift sagt: „Gesetzt nun, wenn man der Republik des Herrn Klopstocks eine Republik der Buchhändler entgegensetzte? Wenn man die brauchbaren Artikel sofort noch correcter und schöner als die Originale wären, nachdruckte und sie dem Publico um die Hälfte des Preises anböte? Wenn Landesobrigkeiten, da wo es nicht erlaubt ist, daß ein Privatus sich seine Bedürfnisse selbst verfertige und dadurch den Nahrungsstand unterbrechen darf, diese Buchhändler-Republik schützen? So fürchte

ich, die Republik des Herrn Klopstocks würde leicht erschüttert werden und der ausgeschriebene Landtag würde sich wie mancher Reichstag in Polen endigen". Der scharfblickende Reich weiß recht gut, daß dem Buchhandel nie ernstliche Gefahr aus diesem Streben nach Selbstverlag entstehen wird und daß es also eines solchen Heilmittels nicht bedarf. „Doch nehme ich an", ruft Reich Klopstock zu, „daß Sie Ihre idealische Reise glücklich fortsetzen, daß der Enthusiasmus noch einige Zeit für Sie dauert, an einem gewissen Berge, an den Sie nicht gedacht zu haben scheinen, erwarte ich Sie; eben da, wo ich schon so manchen Schriftsteller, der zu gleicher Zeit Verleger seiner Werke seyn wollte, angetroffen habe". Das ganze Unternehmen trägt den Keim des Todes in sich, wer möchte daran zweifeln? —

Dem Dichter des Oberon erwächst wol als dem Sohne jener Zeit genügende Entschuldigung. Ganz in deren Anschauungen aufgewachsen, kann sich auch Wielands ehrenhafte Natur nicht fernhalten von Handlungen, die dem modernen Menschen zum mindesten sehr zweifelhaft in ihrer Berechtigung erscheinen müssen. Freilich wird dieses Streben, sich von dem Verleger zu lösen und allen Vortheil für sich zu haben, in mannigfacher Weise durch den Charakter des Dichters gefördert. Aber wer möchte es dem Leichtbeweglichen so hoch anrechnen, daß ihn der Beifall des Publikums etwas eitel gemacht hat? Daß ihm aus dem Bewußtsein, viel gelesen zu werden, auch der Wunsch aufstieg, von seiner Beliebtheit noch bessere Früchte als die bisher gebotenen für sich zu ziehen? Der Mann, der so ehrgeizig bei der Zusammenstellung seiner Werke an die Nachwelt denkt, hat deßwegen die Prosa des Alltags nicht vergessen. Er ist ein genauer Rechner von Jugend auf gewesen, die Verbindung mit seinen Verlegern war zunächst eine geschäftliche und selbst da, wo aus dem geschäftlichen Verkehr ein echt

freundschaftliches Verhältniß sich entwickelt, erscheint doch dies Verhältniß in satteren Farben unter dem Abglanz der eingehenden Dukaten und Louisneufs. Aber wie? Lebt nicht der Verleger sehr vornehm? Hat er nicht Wagen und Pferde? Hat er nicht Geld genug, um nach verschiedenen Seiten den Gönner zu spielen? Kein Zweifel, wem er das zum Theil verdankt! Wer doch auch diesen Gewinn noch für sich haben könnte! Und während auf diesen damals gern gegangenen Wegen des Dichters Gedanken spazieren, leisten ihnen die laxen Rechtsanschauungen der Zeit Gesellschaft, und aus ihrer Verbindung entspringen jene Bestrebungen, die Mißtrauen und Verstimmung säend, nach allen Seiten ungünstig wirken. Demselben Manne, der von den Zielen und Erfolgen der von ihm etwa mitzugründenden Buchhandlung sehr ideale Anschauungen hat, sind die gemeinrealen Ansichten seiner Zeit nicht minder geläufig da, wo er von ihnen Vortheil erwartet; er wird sehr hohe Honorare bezahlen, vortrefflich drucken und wohlfeile Preise setzen, ist er nur erst Buchhändler; vorläufig aber huldigt er noch als Schriftsteller der freieren Richtung, deren strafloses Geltendmachen alles das niederhält, was er gern für die Schriftsteller und Literaturfreunde erstrebt sähe: hohe Honorare und billige Bücherpreise.

Denn es ist nicht zweifelhaft, daß diese beiden Factoren verlegerischer Thätigkeit mit der Sicherheit des Eigenthums in genauem Verhältniß stehen, auch hier herrscht das Gesetz von Angebot und Begehr. „Da ein Werk“, sagt Reich, „durch den Nachdruck nothwendig verlieren muß, so kann man unmöglich erwarten, daß ein Buchhändler eben den Preis dafür gewähren werde, den er dem Verfasser oder Besitzer ohne den zu besorgenden Nachdruck gewähren könnte“. Die Furcht, daß der Schleichdrucker den der neuen Erscheinung etwa entgegen-

kommenden Begehr durch die Möglichkeit billigeren Lieferns für sich mit Beschlag belegen werde, lähmt den Unternehmungsgeist. „Wir klagen in unsern Tagen", schreibt ein Schriftsteller zu Ende des vorigen Jahrhunderts, „daß so viele Duodezwerkchen, so viele fliegende Blätter erscheinen und verkennen als vorzügliche Quelle dieses Uebels den Umstand, daß der Buchhändler vom Nachdruck auf allen Seiten beeinträchtigt und scheu gemacht kein namhaftes Kapital in ein größeres weitaussehendes Werk mehr stecken kann, mehr stecken darf". Nur erst den Nachdruck beseitigt, „dann", so redet Philipp Erasmus zu den Schriftstellern, „würden wir die Früchte Ihres Fleißes nach Würden bezahlen können und dadurch allen Vorwürfen entgehen, die uns itzt so empfindlich sind, da wir sie den Umständen nach nicht verdienen".

Aehnlich mit den Bücherpreisen. Denn wie von kindlicher Einfalt die Annahme zeugte, daß der Buchhändler den Gelehrten als armen Teufel betrachte, „dem er aus Erbarmung eine Krüste trocken Brod hinwirft, unterdessen daß er Fasanen speiset und guten Burgunder dazu trinkt", so war es ebenfalls nur der Einfall eines wenig geübten Gehirns, daß der Bücherkäufer als unglückliches Opfer buchhändlerischer Gewinnsucht, bezahlen müsse, was der Verleger verlange. Aber diese Ansicht war sehr verbreitet, und das um so mehr, als auf sie wesentlich der Nachdruck sich stützte. Sie verlieh einerseits dem Gebahren des Diebs den erbaulichen Schein einer lobenswerthen That, andrerseits beschwichtigte sie die zarten Gemüther derer, für welche das Verlangen der ersten Verleger, den Nutzen des erkauften Manuscriptes allein zu haben, doch nicht so unberechtigt erschien. Man betete die Klagen über hohe Bücherpreise gläubig nach und während man übersah, daß sich der Nachdrucker hin und wieder mehr bezahlen ließ als der Ori-

ginalverleger*), trug man allein die Schuld daran, daß die Bücherpreise nicht niedriger waren, daß der rechtmäßige Besitzer der Handschrift darauf ausging, die durch das neue Unternehmen ihm entstehenden Kosten wieder hereinzubringen, bevor der Schleichdrucker, gute Beute witternd, das eben vom Stapel gelassene „Fahrzeug unserer Ideen, unsers Witzes und unsers Geschmacks“ (Reich), caperte.

Und doch, auch unter dem Druck allgemeiner Unsicherheit erscheinen die Bücherpreise noch niedrig genug. Wenn, um Einiges aus dem Weidmannschen Verlage zu erwähnen, der in eintausend Exemplaren (davon 250 Exemplare auf Schreibpapier) gedruckte Ammianus Marcellinus von Ernesti, der seinem Herausgeber 200 Thaler eintrug und in der Druckrechnung mit 29 Bogen aufgeführt wird, in der geringeren Ausgabe 2 Thaler, auf Schreibpapier 2½ Thaler kostet, so entspricht dieser Preis beiläufig den heute gebräuchlichen. Auch kleinere, mehr dem Gebiete der Dissertationen zugehörende Schriften erscheinen in mäßigem Preisansatz. Spon, de utilitate numismatum in Physiognomia, welches Schriftchen, 3½ Bogen, in 500 Exemplaren gedruckt ward, kostete drei Groschen, Morus' libellus animadversionum ad Longinum, 4¼ Bogen stark und in einer Auflage von 750 Exemplaren gedruckt, 4 Groschen. Longin, vom Erhabenen, übersetzt, mit Anmerkungen und einem Anhang von Goethe's Schwager Schlosser versehen, ward in eintausend Exemplaren gedruckt und kostete, 22½ Bogen stark, 20 Groschen. Ebenso ist der

---

*) „Die Nachdrucke sind nicht einmal immer billiger als die Originale. So wird z. B. von Boehmer, de actionibus der Originaldruck für 16, der Nachdruck für 20 gute Groschen, von der Vogelischen Chymie die Originalausgabe für 16 gute Groschen, der Nachdruck zu 1 Rthlr. 4 Ggr. verkauft“. Pütter, der Büchernachdruck 39.

Preisansatz mäßig, wenn, wie bei Walchs Historie der Ketzereien, einem auf mehrere Bände angelegten Werk, das in 1000 Exemplaren gedruckt ward, für Bände von 40—50 und mehr Bogen Großoctav $1\frac{1}{3}$—$1\frac{1}{2}$ Thaler angesetzt erscheinen, oder wenn von Jagemanns Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien z. B. der zweite 41 Bogen starke Band einen Thaler kostet, während für den ersten um 15 Bogen schwächeren Band nur 16 Groschen angesetzt sind.

Immerhin war dem Verleger die Gefahr, daß solche Werke nachgedruckt werden könnten, wesentlich geringer als da, wo der dem Buche voraussichtlich entgegenkommende Begehr nicht lediglich aus den Kreisen Fachgelehrter oder höherer Bildung zu erwarten stand. In solchen Fällen erschien dann Vorsicht sehr geboten. Es zeugt schon von außerordentlicher Absatzfähigkeit eines Buches, wenn man es in 5000 Exemplaren aufzulegen wagt, wie z. B. Pepliers Grammatik; im Ganzen druckt man die Auflagen in geringerer Höhe, einmal, weil der etwaige Vortheil der hohen Auflage bei der Mangelhaftigkeit damaliger Druckerpressen nicht im Verhältniß steht zu den Kosten des durch Verkauf der Auflage etwa nöthig werdenden neuen Satzes, dann aber auch, weil nur durch rasch einander sich folgende Neudrucke dem Diebstahl der Schmieder und Genossen einigermaßen wirksam entgegengetreten werden kann. So finden sich denn in den Rechnungen der Weidmannschen Buchhandlung fast durchgängig kleine Auflagen und nur Einzelnes weniger Auserwählten — Gellert, Zollikofer — wird andauernd in mehr als 1500—2000 Exemplaren auf einmal aufgelegt. Thümmels „Wilhelmine" erscheint 1766 in einer Auflage von eintausend Exemplaren, wogegen man freilich für desselben Verfassers bekannte „Inoculation der Liebe" fünf Jahre später eine Auflage von 2500 Exemplaren wagen zu dürfen

glaubt. Von Lenz' „Soldaten" werden 1776 eintausend Exemplare abgezogen und Wielands, des neugewonnenen Autors Erstlinge Musarion und Idris gehen nur in je 1500 Abzügen aus den Pressen der Dürreschen Druckerei 1768 hervor. Die Bedeutung des Erfurter Professors bestimmt dann Reich, die Gedanken, die Beiträge, die Grazien und die neue Auflage des Don Sylvio in je 2000, den goldnen Spiegel in 2500 und den Sokrates sogar in 2750 Exemplaren zu drucken, aber im weiteren Verkehr macht sich dann die alte Regel geltend, und man kehrt zu kleineren Auflagen zurück. Die Dürresche Officin hatte im Frühjahr 1769 jene zierliche Kleinoctav-Ausgabe der Musarion in nur 1000 Exemplaren gedruckt, weitere Neudrucke der Musarion und des Idris folgen während der nächsten Jahre ebenfalls in kleinen Auflagen, auch der Don Sylvio und der goldne Spiegel sinken von ihrer früheren Höhe herab. Die Dürresche Druckerei verrechnet zum nächsten Neudruck des goldnen Spiegels nur 3 Ries, zur Jubilatemesse 1774 für den Don Sylvio nur 2 Ries für den Bogen, und zur Michaelismesse 1780 wird Wielands Philosophie für Könige nur noch in einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckt.

Wenn diese kleinen Auflagen rasches Vergriffensein und durch im Neudruck vorgenommene Verbesserungen des Autors größere Sicherheit gegen die schädliche Concurrenz des Nachdrucks ermöglichten, so war ferner in den verschiedenen Ausgaben desselben Werkes ein weiteres Mittel gegen die Fährlichkeit der Nachdrucker gegeben. Nur selten, daß wir in unsern Tagen Gleiches zu verzeichnen hätten. Die Miniaturausgaben unserer wirklichen und sogenannten Classiker bieten zwar Aehnliches, aber eben auch nur das. Denn die Ausgaben verschiedenen Formates waren auch damals in Gebrauch, zu ihnen gesellten sich aber dann ferner die Ausgaben, die sich nur durch

das dazu verwandte Papier und die Kupfer unterschieden. Der Verleger von heute druckt einen Roman, einen Band Gedichte für einen ganz bestimmten Kreis von Lesern und überläßt diesen die Erwägung, in wie weit der für das Buch angesetzte Preis zu den Beständen des Geldbeutels in passendem Verhältniß stehe; vielleicht daß er dann später, nachdem der Begehr auf die Kreise der weniger Begüterten eindrang, durch eine wohlfeilere Volksausgabe dem Unternehmen neues Leben einzuhauchen versucht. Anders damals, da man den Satz zu verschiedenen Drucken benutzte und der Unterschied zwischen diesen nur in der größeren oder geringeren Schönheit des Papiers, in den Kupfern und Vignetten bestand. Wie zweckmäßig diese Einrichtung war, leuchtet ein. Indem man von vornherein bemüht sein mußte, das Buch möglichst billig liefern zu können, sicherte man dem etwaigen Begehr der verschiedensten Lebenskreise ein Angebot mit verschiedenen Kaufpreisen. Was konnte dem reichen Bücherliebhaber daran liegen, wenn er für die feine Ausgabe des Diogenes (19½ Bogen nach der Druckrechnung) zwei Thaler, wenn er für die 34½ Bogen des neuen Amadis auf holländisch Papier 3½ Thaler bezahlte? Er hatte dafür Ausgaben, auf schönes Papier gedruckt und von Künstlerhand zierlich geschmückt. Dem kleinen Mann aber erwuchs aus der Ausgabe des Diogenes zu 16 Groschen, aus dem neuen Amadis für einen Thaler acht Groschen zunächst Schutz wider die Versuchung des Nachdrucks und dann der Genuß, den ihm der Text der schöneren Ausgabe würde gewährt haben. Daß aber Anschauung oder Laune des Verlegers eine große Mannigfaltigkeit der Ausgaben erzeugte, ist natürlich. Vieles erschien nur auf gewöhnlichem Papier, Anderes auf Druckpapier mit Kupfern. Zu dem Wertherfieber, einer der vielen durch den Werther veranlaßten Schriften ward nur Druckpapier in einer

Auflage von 1500 Exemplaren verwandt, die Schrift $14^1/_2$ Bogen stark, erschien zu dem Preise von 12 Groschen. Nach Druckrechnung und Verlagskatalog dagegen ward der goldne Spiegel ebenfalls nur auf Druckpapier, aber mit Kupfern und Vignetten gedruckt. Die sehr geschmackvolle Ausgabe, welche auf allen Druckerei-Conten mit 62 Bogen berechnet wird, kostete zwei Thaler, ein trotz des kleinen Formates nicht hoher Preis.

Uns, die wir gesicherter Rechtszustände auch auf literarischem Gebiete uns erfreuen, ziemte es wol, einmal zurückzublicken in das Treiben jener Jahrzehnte, auf deren Schultern wir stehen. Denn wir genießen zumeist ohne Bewußtsein geordneter Zustände, die nicht erreicht wurden ohne den scharfen Kampf vergangener Geschlechter. Der gerechte Zorn, der jene Männer in Perrücke und Zopf oft bis zur eignen Ungerechtigkeit durchzuckte, wirkt heute nach, aber seine Wirkung ist die des reinigenden Gewitters. Damals schützte der einzelne Staat das geistige Eigenthum seines Bewohners, wenn es hoch kam, bis zu den Pfählen der nahen Grenze, heute streckt der Staat seine Hand über die Länder fremder Zunge und bewirkt dort, unter der Gewähr der Gegenseitigkeit, daß das literarische Eigenthum des heimathlichen Verlegers in fremdem Lande sichern Schutz genieße. Damals wogten im Widerstreit die Meinungen über Recht und Pflicht, welche dem Verleger und Autor aus dem Kauf und Verkauf einer durch den Druck zu vervielfältigenden Handschrift erwachsen, heute haben Gebrauch und Gesetz diese Verhältnisse geregelt; die Lehre von der Ewigkeit des geistigen Eigenthums hat dem Bewußtsein Platz gemacht, daß, was der Schriftsteller geschrieben und der Verleger gedruckt, nach einer Reihe von Jahren freies Eigenthum der Nation

werde. Damals sah der Buchhändler argwöhnisch hinüber nach dem Schriftsteller, dieser aber schaute nicht minder mißtrauisch herüber. Jenem erschien wol beunruhigend, daß der Autor sich in die Zahl seiner Geschäftsgenossen drängen möchte, daß er sich „ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung" mische. Der Autor aber begehrte dann auf und fragte mit Lessing: „Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?"

Heute ist der Buchhandel thatsächlich ein freies Gewerbe, jede ihn einfriedigende Schranke ist gefallen: für ängstliche Gemüther ein Anlaß zu stiller Sorge. Uns aber kann das nicht schrecken. Trotz der Leichtigkeit, mit der Jeder zum neuen Berufe Zutritt findet, steht der deutsche Buchhandel heute geschlossener da, als vor hundert Jahren, am wenigsten aber möchte ihm sein Concurrent von damals auf geschäftlichem Gebiete wetteifernd gegenübertreten: der Schriftsteller. Auch in dieser Hinsicht stützen wir uns auf die Erfahrungen andrer, längst Gestorbener, was uns dafür heute bewegt, werden Spätere nützen.

So gießt die neue Zeit frühere Anschauungen in neue Formen um, rücksichtslos schreitet sie über Einzelne hinweg, ihr gilt nur das Ganze, und wie sie frische Kräfte sich dienstbar macht, verjüngt sie sich selbst, wächst sie zum Besseren in Gedanken und Thaten.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.

werde. Damals sah der Buchhändler argwöhnisch hinüber nach dem Schriftsteller, dieser aber schaute nicht minder mißtrauisch herüber. Jenem erschien wol beunruhigend, daß der Autor sich in die Zahl seiner Geschäftsgenossen drängen möchte, daß er sich „ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung" mische. Der Autor aber begehrte dann auf und fragte mit Lessing: „Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?"

Heute ist der Buchhandel thatsächlich ein freies Gewerbe, jede ihn einfriedigende Schranke ist gefallen: für ängstliche Gemüther ein Anlaß zu stiller Sorge. Uns aber kann das nicht schrecken. Trotz der Leichtigkeit, mit der Jeder zum neuen Berufe Zutritt findet, steht der deutsche Buchhandel heute geschlossener da, als vor hundert Jahren, am wenigsten aber möchte ihm sein Concurrent von damals auf geschäftlichem Gebiete wetteifernd gegenübertreten: der Schriftsteller. Auch in dieser Hinsicht stützen wir uns auf die Erfahrungen andrer, längst Gestorbener, was uns dafür heute bewegt, werden Spätere nützen.

So gießt die neue Zeit frühere Anschauungen in neue Formen um, rücksichtslos schreitet sie über Einzelne hinweg, ihr gilt nur das Ganze, und wie sie frische Kräfte sich dienstbar macht, verjüngt sie sich selbst, wächst sie zum Besseren in Gedanken und Thaten.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.